
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
1817



Zur

Psychologie der logischen Grundthatsachen

von

DR. HEINRICH GOMPERZ

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1897.

Vorbemerkung.

Die nachstehenden Erörterungen knüpfen sich in logischer Folge an einen Grundgedanken: die Abhängigkeit des discursiven oder begrifflichen Denkens von der Sprache. Zu diesem Grundgedanken war ich selbständig gelangt, bei seiner Ausführung aber hatte ich die Freude, in gar vielen Punkten mit den Ansichten älterer und neuerer Denker übereinzustimmen. Dieselben sind, soweit sie mir bekannt wurden, gewissenhaft berücksichtigt worden. Jedoch wird ein Blick auf die Anmerkungen gewiss darthun, dass bei dieser Berücksichtigung Vollständigkeit weder erreicht, noch überhaupt angestrebt werden konnte. Bin ich mir doch bewusst, dass die Auslese der angezogenen Autoren in hohem Grade von Vorbildung, Studiengang und vielen anderen Zufälligkeiten abhängt. Infolge dessen hat die folgende Abhandlung vielleicht einen etwas ungleichmäßigen, stellenweise mosaikartigen Charakter angenommen. Trotzdem hoffe ich, dass die selbständige Auffassung des Grundgedankens durchwegs erkennbar geblieben ist. Es musste auf zahlreiche Nebenfragen eingegangen werden: auch in Betreff dieser wird wohl die Scheidung von eigenem und fremdem Gute keine allzu schwierige sein. Übrigens wäre es kein gutes Anzeichen, wenn eine Ansicht über eine derartige Materie, die sozusagen *semper, ubique et ab omnibus tractabatur,* sich nicht in vielen Punkten mit den Meinungen bedeutender Vorgänger berühren würde.

INHALT.



I. ABSCHNITT.

Die Erkenntnis ohne Sprache.

1. »Was wir in Schlussfolgerungen denken, das erkennt die Gottheit in einem einzigen Anschaun.« Mit diesen Worten kennzeichnet einer der vornehmsten Begründer moderner Philosophie sowohl als Naturforschung, Galileo Galilei, das Verhältnis zwischen intuitivem und discursivem Denken.[1]) Die Gottheit hat hier neben ihrer theologischen auch eine typische Bedeutung, und zwar in doppelter Richtung. Sie stellt das Ideal eines mit vollkommener Erkenntnis begabten, und eines völlig unsocialen, isolierten Wesens dar. In diesem Lichte besehen, besagt das Wort Galileis: je entwickelter das Erkenntnisvermögen eines Menschen und je weniger sein Denken ein sociales, auf Mittheilung gerichtetes ist, desto mehr nähert es sich einem Denken in reinen *nominibus propriis*. In der That, ein solches Denken in Eigennamen, das die ganze Fülle der vielfältigen Erscheinungswelt überschauen, dabei alle Einzelheiten unterscheiden, und doch die unendliche Zahl der zwischen ihnen herrschenden Beziehungen erfassen könnte, — dies wäre das Ideal einer allwissenden und eben darum sich selbst genügenden Intelligenz. Ein solches Ideal ist für uns Menschen unerreichbar. Eine Annäherung daran, wenigstens der Richtung nach, werden wir in wahrhaft genialen, d. i. mit scharfer und ausgebreiteter Beobachtung und mit Ursprünglichkeit begabten Denkern finden müssen. Denn in doppelter Hinsicht ist die menschliche Natur den Anforderungen unseres Ideals nicht gewachsen: der Mangel an Unterscheidungsgabe entzieht uns den Überblick über

---

[1]) Harald Höffding, Geschichte der neueren Philosophie. I, pag. 198.

alle Einzelheiten und setzt an ihre Stelle allgemeine Begriffe; und die mangelnde Weite des Bewusstseins entzieht uns den gleichzeitigen Überblick über deren Beziehungen und setzt an deren Stelle Urtheile und Schlüsse. Zu diesen beiden Mängeln hinwiederum steht unsere Natur in sehr verschiedenem Verhältnis. Den ersteren hat sie von der Thierheit und Kindheit überkommen und ist stetig bestrebt, ihn zu mildern und auszugleichen; der andere wurzelt in dem specifischen, gesellschaftlichen Wesen des Menschen und spottet jeder fortschreitenden Bekämpfung. Das Genie, dem wir die Eigenschaft zuschreiben dürfen, die Welt abzuspiegeln, steht an der Grenze zwischen diesen beiden Entwickelungstendenzen. Es vereinigt die auf der Isolierung beruhende Ursprünglichkeit der Jugend mit der auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Unterscheidungskraft des Alters: kurz es vereinigt in seinem Denken die Vorzüge der Bestimmtheit und Anschaulichkeit, die sonst mit einander im Streite liegen.

Dies sind einige der hauptsächlichsten Thesen, deren Erörterung und Bekräftigung die nachfolgende Untersuchung gewidmet ist. Doch um nun zu dieser überzugehen, beginnen wir mit dem ersten zuerst.

2. Auf diesen schwierigen Gebieten ist eine Untersuchung nicht viel wert, die nur an einem einzigen Faden fortschreitet: sei es an dem einer subjectiv berechtigten Überlegung, sei es an dem einer willkürlich ausgewählten Reihe von äußeren Thatsachen. Man wird auch hier trachten müssen, die Deduction durch die Thatsachen zu verificieren. Aber freilich darf auch die Deduction nicht von apriorischen Voraussetzungen ausgehen. Vielmehr muss sie anknüpfen an das uns bekannte, empirisch gegebene Seelenleben. Dessen Elemente gilt es durch Analyse des Subjects aufzudecken und sie dann bewahrheitend in ihrer objectiven Vereinzelung nachzuweisen. Dies vorausgeschickt, können wir beginnen.

Fingieren wir zunächst einen, von jedem gesellschaftlichen Leben isolierten Einzelnen und statten wir ihn der Einfachheit halber vorläufig mit einem vollkommenen Wahrnehmungsvermögen aus oder, was dasselbe ist, sehen wir von dessen Unvollkommenheiten einstweilen ab. Ein solcher Einzelner wird offenbar sein gesammtes Erfahrungsmaterial in den Formen der (inneren und äußeren) Wahrnehmung und Erinnerung beherrschen. Er wird der vorausgesetzten Vollkommenheit des Wahrnehmungsvermögens gemäß alle Einzelheiten in ihrer Besonderheit unterscheiden und

erinnern, dabei aber auch ihre (Ähnlichkeits- und Contrast-) Beziehungen erkennen. Wir dürfen annehmen, dass sich alle diese Einzelempfindungen und Einzelerinnerungen nach den Associationsgesetzen aufs engste verknüpfen, ohne damit das geschilderte Denken in bloßen Einzelvorstellungen — Vorstellung als gemeinsame Bezeichnung für Erinnerung und Empfindung verstanden — aufzuheben. Wir wollen dies noch an drei typischen Beispielen erläutern.

Erstens: unser Einzelner sieht ein Windspiel und prägt dessen Bild seinem Gedächtnisse ein. Tags darauf sieht er eine Dogge, dann einen Pudel, endlich plastische Darstellungen dieser drei Hundearten. Er wird der Voraussetzung nach die Ähnlichkeiten dieser Gegenstände wahrnehmen: auch ihr Mehr oder Minder. Die Dogge wird das Erinnerungsbild des Windspiels erwecken, der Pudel die Bilder des Windspiels und der Dogge etc., und er wird ihre Ähnlichkeiten und Unterschiede bemerken. Er wird auch — bei den Statuetten — der doppelten Ähnlichkeitsbeziehungen gewahr werden: wie einerseits die Dogge und ihr Bild, der Pudel und sein Bild etc. enge zusammengehören; anderseits die drei Nachbildungen in einer anderen Beziehung einander näher stehen, und ebenso die drei lebenden Wesen. Hiemit aber wird seine Verarbeitung des Materials erschöpft sein, ohne dass er zur Bildung eines Begriffes oder einer allgemeinen Vorstellung irgendwelche Veranlassung hätte.

Zweitens: er sieht, wie die Dogge und das Windspiel miteinander kämpfen. Dieser Anblick wird ihn daran erinnern, wie er jedes früher einzeln gesehen, er wird von ihrem jetzigen Zusammensein, von ihrer gemeinsamen Bethätigung, dann etwa davon Act nehmen, wie die Dogge das Windspiel blutig beißt. Dies aber ist auch Alles: zu einem Urtheil liegt kein Anlass vor.

Drittens endlich sieht er nach geraumer Zeit wieder das Windspiel blutend am Boden liegen. Sofort wird in ihm die Vorstellung der beißenden Dogge erwachen, er wird sie wiederum vor sich sehen, wie sie mit boshaftem Blick sich auf das Windspiel wirft, und wird nun nicht daran zweifeln, dass die Dogge eben hier gewesen ist und dem anderen Hunde jene Verletzungen beigebracht hat. Allein dies Alles ohne jeden eigentlichen Schluss!

So sehen wir, dass dieser Einzelne allen jenen Bedürfnissen, die wir durch Bildung von Begriffen, Fällung von Urtheilen und Ableitung von Schlüssen befriedigen, durch bloße Vorstellungen, deren Combination und Association (einschließlich der Relations-

empfindungen) genügt. Und daraus müssten wir denn entnehmen, dass diese drei logischen Fundamentalthatsachen dem geselligen Leben, also dem Mittheilungsbedürfnis, der Sprache, ihre Entstehung verdanken, wenn wir nicht noch eine Fiction eingeführt hätten: die vollkommene Ausbildung des Wahrnehmungs- und Unterscheidungsvermögens. Diese Fiction hindert uns aber gleichzeitig, die bisherigen Ergebnisse durch die Erfahrung zu verificieren: denn gerade die wirklich »einzelnen«, d. h. nicht sprachbegabten Wesen, nämlich Thiere und Kinder — die Taubstummen kommen der Zeichensprache wegen kaum in Betracht — sind von einer solchen Vollkommenheit gar weit entfernt. So ergibt sich uns die Aufgabe, vorerst zu untersuchen, inwiefern die gewonnenen Resultate durch Aufhebung jener Fiction, also durch Anerkennung eines sehr mangelhaften Wahrnehmungs- und Unterscheidungsvermögens, abgeändert werden, und hierauf diese modificierten Resultate durch die Beobachtungen an Thieren und Kindern zu bewähren. Diese nämlich können als isolierte Einzelne insoferne gelten, als sie nicht im philosophischen Sinne ζῶα πολιτικά sind, d. h. Wesen, deren ganzes Innenleben durch die Beziehungen zu den Genossen bedingt, Wesen, zwischen deren Seelen die Kluft, die das Ich vom Du trennt, zwar nicht ausgefüllt, aber doch überbrückt ist.

3. Das Wesen dieser Abänderungen lässt sich am besten zusammenfassen in dem einen Worte: Verschmelzung der Vorstellungen, das Wort in jenem Sinne verstanden, in dem es als psychologisches Gesetz aufgestellt wurde, und zwar klar und ausdrücklich meines Wissens zuerst von Alfred Binet.[1]) Er formuliert dasselbe mit folgenden Worten: »*Lorsque deux états de conscience semblables se présentent à notre esprit simultanément ou dans une succession immédiate (?), ils se fondent ensemble et ne forment qu'un seul état.*«

Wie man die mit diesen Worten ausgesprochene Wahrheit erklärend beschreiben möge, verschlägt wenig. Man kann sie auf das Entlastungsbedürfnis unseres allzu schwachen Gedächtnisses zurückführen und dann mit Locke[2]) sagen: »*But it is beyond the power of the human capacity to frame and retain distinct ideas of all the particular things we meet with*«, oder an einer anderen Stelle[3]) von den durch Verschmelzung entstandenen allgemeinen

---

[1]) Binet, *La psychologie de raisonnement,* pag. 96 ff.

[2]) Locke, *Of human understanding.* III c 3, s. 2.

[3]) Locke, *Of human understanding.* IV c 7, s. 1.

Vorstellungen: »*It is true the mind in this imperfect state has need of such ideas, and makes all the haste to them it can . . . But yet one has reason to suspect such ideas are marks of our imperfections.*« Oder man kann mit Huxley[1]) jene zusammengesetzten Photographien Galtons zum Vergleiche heranziehen, wo die aufeinanderfolgenden Aufnahmen ähnlicher Gegenstände auf der Platte das Bild eines Typus erzeugen. Man mag mit Sigwart[2]) die »Verschmelzung« undeutlicher und verschwommener Wahrnehmungsbilder annehmen. Man kann mit Romanes[3]) sagen: »Was später Classenunterschiede werden, sind auf früheren Stufen des Denkens die einzigen Unterschiede.« (Dieser Gesichtspunkt wird auch experimentell bestätigt. Wenn man einer hypnotisierten Person suggeriert, dass eine andere nicht anwesend sei, und später die Hypnose aufhebt, so bemerkt sie zuerst, dass jemand da sei, ohne aber dessen Identität zu erkennen.[4]) Die allgemeine Wahrnehmung »eines Menschen« scheint also der besonderen Wahrnehmung »dieses Menschen« vorherzugehen.) Oder einfach mit Geiger[5]): »Die Entstehung allgemeiner Vorstellungen aus mangelnder Unterscheidungsgabe ist . . . nicht zu bezweifeln« — so richtig all dies ist, so thut es doch nicht viel mehr, als die eine von Binet ausgesprochene Wahrheit durch Beleuchtung von verschiedenen Seiten erläutern und bekräftigen. Diese Wahrheit, soweit sie uns hier interessiert, ist uns übrigens allen aus dem täglichen Leben geläufig. Wir Alle haben von einem bestimmten Menschen nur ein oder wenige Erinnerungsbilder, entstanden aus der Verschmelzung der vielen, einander sehr ähnlichen Eindrücke, die wir von ihm im Laufe der Zeit erfahren haben. Wir alle bemerken, wenn wir in ein fremdes Land kommen, zunächst die typische Eigenart seiner Bewohner, und es dauert oft einige Zeit, bis wir die Individuen auseinander zu halten vermögen. Auf anderes, was zur Erläuterung dienlich sein kann, wird später zurückzukommen sein.[6])

Wir aber müssen zu der Frage zurückkehren: wie alteriert diese Thatsache der Vorstellungsverschmelzung das Seelenleben unseres fingierten Einzelnen? Meine reiflich erwogene Antwort

---

[1]) Huxley, David Hume, pag. 95 ff.

[2]) Sigwart, Logik, I, pag. 50.

[3]) Romanes, *Origin of human faculty,* pag. 66.

[4]) Binet, a. a. O. pag. 72.

[5]) Geiger, Ursprung der Sprache, I, pag. 74.

[6]) Vgl. auch Wundt (Bemerkungen über Assimilation), Logik. I, pag. 15 ff.

lautet: in der Hauptsache nicht! Denn wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben: weil wir ein bestimmtes Bewusstseinsphänomen bildlich eine Vorstellungsverschmelzung nennen, deshalb verliert es psychologisch nichts von seiner Einfachheit. Es ist das ja einer der folgenschwersten Denkfehler, unsere logische Analyse als die genaue Umkehrung des historischen Werdens anzusehen. Aber ebensowenig wie die Schwefelsäure, die wir $H_2 SO_4$ schreiben, deswegen durch das Zusammentreten von isolierten Elementen H_2, S und O_4 oder die Sprachwurzel DA durch Zusammensetzung aus ursprünglich selbständigen Lauten D + A [1]) entstanden ist, ebensowenig entsteht eine Wahrnehmung aus einer Empfindung und einem Urtheil, und ganz ebensowenig besteht eine verschmolzene Vorstellung aus mehreren ursprünglichen Vorstellungen. Wenn dem ungeübten Auge zwei Farben noch zusammenfallen, die für das geübtere auseinandertreten, so darf man deshalb nicht sagen, der erstere einheitliche Eindruck sei ein zusammengesetzter oder verschmolzener. Stellen wir uns ein Wesen mit so getrübtem Augenlichte vor, dass es von allem, wie man zu sagen pflegt, nur einen Schein hat, also nur den Unterschied von hell und dunkel empfindet, die Wahrnehmung der Farbenunterschiede aber verloren hat, so wird man nicht sagen können, die einheitliche Helligkeitsempfindung sei eine »allgemeine Vorstellung« in dem Sinne, als zöge sie von allen Einzelfarben die Eigenschaft der Helligkeit ab und vereinigte die abgezogenen Qualitäten zu einer neuen allgemeinen Qualitätsvorstellung. Und da die Empfindungen, je tiefer wir in der Stufenreihe der Organismen hinabsteigen, um so undeutlicher und daher um so Verschiedeneres zusammenfassend werden, so müsste gar die hier bekämpfte Ansicht die Empfindungen des Menschen für relativ einfach, die des Protozoons aber für unendlich zusammengesetzt erklären, womit wohl die *reductio ad absurdum* durchgeführt erscheint. So ergibt sich denn, dass die auf mangelnder Unterscheidungsgabe beruhende Vorstellungsverschmelzung, mag man sie erklären, wie man will, und vergleichen, mit was man will, die Einfachheit und Einheitlichkeit der Empfindungen und Erinnerungsbilder in keiner Weise berührt, und auch ein mit einem unvollkommenen Erkenntnisvermögen ausgestattetes, isoliertes Wesen darum nicht aufhört, lediglich in Einzelvorstellungen zu leben und zu denken. Und nun können wir daran gehen, dieses Ergebnis an der Hand der Erfahrung zu verificieren.

---

[1]) Vgl. Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache, pag. 173, 176.

4. Um zunächst die Thierwelt zu betrachten, will ich zwei Aussprüche bedeutender und sehr verschiedener Denker vorausschicken, denen die Ansicht gemeinsam war, dass das Thier nur in Einzelvorstellungen zu denken vermöge. So sagt der Conceptualist Locke[1]: »*It seems as evident to me, that they (scil. the animals) do some of them in certain instances reason as that they have sense, but it is only in particular ideas, just as they received them from their senses. They are the best of them tied up within those narrow bounds, and have not (as I think) the faculty to enlarge them by any kind of abstraction.*« Und der Realist Schopenhauer[2]: »Alles dies beruht auf der einzigen Fähigkeit, nicht anschauliche, abstracte, allgemeine Vorstellungen zu haben, die man Begriffe nennt. . . . Dieser Fähigkeit entbehren die Thiere, selbst die allerklügsten: sie haben daher keine anderen als anschauliche Vorstellungen und erkennen demnach (?) nur das gerade Gegenwärtige, leben allein in der Gegenwart.«

Allein ich fühle die Verpflichtung, auch auf die Sache selbst einzugehen, und halte mich dabei in erster Linie an das grundlegende Werk von Romanes, *The origin of human faculty*. Und dies umsomehr, als gerade Romanes die Ansicht vertritt, dass die Thiere eine eigenthümliche Art von Abstraction wirklich kennen, die sich von der menschlichen nur dadurch unterscheide, dass sie 1. nicht an Sprach- oder andere Zeichen gebunden sei, und 2. ihre allgemeinen Vorstellungen nicht selbst zu einem Objecte des Denkens geworden seien, da den Thieren unser Selbstbewusstsein, d. h. das Bewusstsein ihres Bewusstseins fehle. Die allgemeinen und abstracten Vorstellungen nennt er *concepts*, die thierischen *recepts*. Die Entstehung dieser receptuellen Vorstellungen, die auch von Darwin[3], Huxley[4]) und anderen anerkannt werden, hätte man sich folgendermaßen zu denken: Jene Classenunterscheidungen, die ehemals die einzigen waren, bleiben auch nach weiterer Ausbildung des Unterscheidungsvermögens bestehen, und so treten dann bei kräftigerer Entwickelung dieses Vermögens Artvorstellungen neben Individualvorstellungen. Allein zunächst unterliegt diese Theorie allen jenen Schwierigkeiten, denen der Conceptualismus überhaupt ausgesetzt ist, und die an dieser Stelle nur flüchtig ge-

---

1) Locke, a. a. O. II. c. 11, s. 11 in fin.

2) Schopenhauer, Freiheit des Willens, pag. 34.

3) Darwin, *Descent of man*, pag. 76.

4) Huxley, David Hume, pag. 106.

streift werden können. Es ist nicht abzusehen, wie z. B. die Artvorstellung eines Dreieckes bestehen sollte, das nicht spitzwinkelig, noch rechtwinkelig, noch stumpfwinkelig wäre; oder die eines Pferdes, das weder Schimmel, noch Rappe etc. ist. Und die Methode, nach welcher wir diese Schwierigkeiten beseitigen, nämlich die bewusste Substitution von Einzelvorstellungen und allgemeinen Namen, soll ja eben, der Voraussetzung nach, bei den Thieren ausgeschlossen sein. Das freilich ist ohneweiters zuzugeben, dass, wenn etwa gewisse Thiere unsere Sprachzeichen durch irgendwelche andere Zeichen ersetzen, dass für diese Thiere Abstraction anzunehmen keinerlei Schwierigkeit vorliegt. Und für die Ameisen z. B. wird derlei vielleicht wirklich anzunehmen sein.[1]) Im übrigen mahnen uns schon die vorgebrachten Bedenken zu äußerster Vorsicht.

Die Mahnung wird verstärkt durch die Erwägung der Thatsache, dass auch noch bei den tiefststehenden Naturvölkern die Abstraction unendlich unvollkommen ist, wofür ihre Sprachen ein entscheidendes Zeugnis ablegen. Zur Erhärtung dessen führe ich folgende Thatsachen an, die eben Romanes selbst in anderem Zusammenhange bringt.[2]) Die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln haben eigene Worte für Hundeschwanz, Vogelschwanz, Schafschwanz, aber kein Wort für Schwanz im allgemeinen. Die Australneger haben keine gemeinsame Bezeichnung für Baum, Vogel, Fisch[3]), die Eskimos eigene Worte für Seehundfang, Walfischfang und keine gemeinsame Bezeichnung. Sie kennen auch viele Worte, um Schläge mit verschiedenen Waffen auszudrücken, aber kein allgemeines Wort: schlagen.[4]) Die Zulus kennen kein einheitliches Wort für »Kuh«, sondern nur verschiedene Ausdrücke für »weisse Kuh«, »braune Kuh« etc.[5]) Die Irokesen haben 13 Worte für die verschiedenen Arten des Waschens[6]), und die Tasmanier haben keine Worte für Baum, hart, weich, kalt, warm, lang, kurz, rund.[7])

Da nun zweifellos Hunde und Füchse, Hirsche und Wasserhühner geistig tiefer stehen als Zulus und Eskimos, so könnten uns

---

[1]) Romanes, a. a. O. pag. 91 ff.
[2]) Romanes, a. a. O. pag. 350 ff.
[3]) Quatresfages, *Revue des deux mondes.* 15. December 1860.
[4]) Du Ponceau, *Mém. sur le syst. gramm.*, pag. 120.
[5]) *Journal Americ. Oriental. Soc.* Nr. IV, pag. 402.
[6]) Pickering, *Indian languages*, pag. 26.
[7]) Millegan's *Vocabulary of the dialects of Tasmania*, pag. 34.

nur die allerzwingendsten Schlüsse aus den allersichersten Thatsachen zu der Annahme bewegen, dass z. B. ein Hund die allgemeine Vorstellung eines Bettlers habe, wie Huxley a. a. O. behauptet. In Wahrheit nöthigt meines Erachtens nichts zu einer solchen Annahme.

Im Gegentheil muss ich behaupten, dass alle jene Fälle merkwürdiger thierischer Intelligenz, die zum Beweise jener angeblichen receptuellen Verallgemeinerung angeführt werden, sich durch das bloße Spiel eines complicierten Associationsprocesses zwischen Einzelvorstellungen — verschmolzenen und nicht verschmolzenen — in vollkommen zufriedenstellender Weise erklären lassen. Und ich kann auch auf Wundt verweisen, der ähnliche Erklärungsversuche mit bestem Erfolg unternommen hat.[1]) Ich will diese kurze Erörterung mit dem Falle, den Huxley a. a. O. anführt, beginnen. Er sagt: »Eine der bemerkenswertesten Eigenthümlichkeiten der Hundeseele ist die tiefe Geckenhaftigkeit, wie sie sich in der Aufmerksamkeit zeigt, die der Hund der äußeren Achtbarkeit entgegenbringt. Er, der den Bettler wüthend anbellt, wird den gutgekleideten Herrn ohne Widerstreben vorbeilassen. Hat er also nicht eine Art-Vorstellung von Fetzen und Schmutz, associiert mit einer Empfindung von Abneigung, und eine Art-Vorstellung von glattem, feinem Tuch, associiert mit einer Empfindung von Zuneigung?« Die beiden genannten Associationen wird niemand bestreiten; aber wie will man beweisen, dass des Hundes Eindruck von der zerlumpten Kleidung des Bettlers, den er heute erhält, nicht geradezu identisch ist mit jenem, den er empfangen, als man ihn zuerst lehrte, gegen einen also verlumpten Bettler in Opposition zu treten? Glaubt man denn, der Hund müsse die kleinen Nuancen der Zerlumpung bemerken, die uns selbst entgehen? Oder wer von uns — es sei denn ein Künstler — kann das Fetzenkleid zweier Vagabunden in der Erinnerung auseinanderhalten? Ich muss wiederholen, was oben bemerkt wurde: »Die verschiedenen Zerlumpungen der Bettler verschmelzen zu einem einheitlichen Bilde« — dies ist eine wissenschaftliche Ausdrucksweise. In Wahrheit werden die Unterschiede, welche belanglos und gleichgiltig sind, übersehen, und was bemerkt wird, ist der einheitliche Charakter. Es steht jedermann frei, eben dies eine receptuelle Abstraction zu nennen. Allein der springende Punkt ist dieser, dass das Wesentliche einer Verallgemeinerung ein

---

[1]) Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. II, pag. 382 ff.

Gegensatz zum bloßen Mangel von Unterscheidung ist, dass sie geschieht, ohne die wahrgenommenen Unterschiede zu vernachlässigen. Wir wissen, dass Schimmel und Rappe, die wir sehr wohl auseinanderhalten, beide Pferde sind; dass auch der Hund »Fetzen und Schmutz« einheitlich zusammenfasse, obwohl er ihre Besonderheiten im einzelnen Falle auseinanderhält, — zu dieser Annahme vermisse ich jeden zwingenden Anlass.

Das Princip, nach welchem ich das vorstehende Problem zu lösen versucht habe, ist dieses: Ähnlichkeit ist ursprünglich Verwechselbarkeit, also scheinbare Identität. Über die Berechtigung desselben wird später zu handeln sein. Allein, auch wer es nicht annehmen will, braucht deshalb nicht zu der Annahme unbewusster Vorstellungen zu greifen. Er kann vielmehr eine »*Opérati n à trois termes*« annehmen.[1]) Die Lumpen des gegenwärtigen Bettlers erinnern durch Association der Ähnlichkeit an die des früheren, diese durch Association der Coexistenz an das Anbellen. Diesen Ausweg möge der Leser im Auge behalten, indem er uns bei der Auflösung weiterer Fälle begleitet.

Hunde pflegen auf ebenem und wasserlosem Terrain den tiefsten Stellen nachzujagen, um dort nach Wasser zu wühlen.[2]) Hieraus soll folgen, dass sie eine allgemeine Vorstellung von Wasser in Gruben besitzen. Meines Erachtens folgt daraus gar nichts, als dass eine Berührungsassociation zwischen Wasser und Vertiefung besteht: sei es nun, dass die eine Grube an die andere mit Wasser erinnert, sei es, dass die Gruben gar nicht deutlich auseinander gehalten werden (»Verschmelzung aus mangelnder Unterscheidungsgabe«).

Ameisen, welche auf Tramwayschienen überfahren wurden, sind nicht mehr zu bewegen, diese Schienen zu betreten, und untergraben lieber das betreffende Erdreich, um unter den Schienen durchzukriechen. Was soll hieraus Anderes folgen, als dass sich zwischen dem Betreten der Schienen und dem plötzlichen Untergange eine Association gebildet hat? Und nichts natürlicher, als dass das Insect, das hinüber muss, um Nahrung zu finden, und das doch die Schienen zu betreten sich scheut, den nächsten anderen Weg einschlägt, nämlich unter den Schienen hindurch.[3]) »Der Hund,

---

[1]) Binet, pag. 160.

[2]) Darwin, *Descent of man,* pag. 76. — Romanes, pag. 51.

[3]) Romanes, a. a. O. pag. 52 ff.

der seinen Herrn verloren hat, läuft auf eine Gruppe von Menschen zu, kraft einer allgemeinen abstracten Vorstellung, die ihm die diesen Leuten und seinem Herrn gemeinsamen Eigenschaften vor Augen stellt.« [1]) Ich muss dies entschieden bestreiten. Ob man nun annehmen will, dass der Hund einen jener Männer zuerst für seinen Herrn hält, oder dass er ihn an seinen Herrn erinnert, in keinem Falle braucht man, wie mir scheint, mehr als Association von Einzelvorstellungen anzunehmen. Die Psychologie des Wiedererkennens ist ohne Zweifel eines der schwierigsten und wichtigsten Probleme; allein ich sehe nicht, dass es durch die Annahme allgemeiner Vorstellungen vereinfacht würde.

Endlich: der fliehende Hirsch, auch wenn er die Hunde weit hinter sich gelassen hat, gibt sich nicht dem Gefühl einer trügerischen Sicherheit hin, sondern ersinnt alle möglichen Kunstgriffe, um die möglichen Verfolger zu täuschen. Er verwirrt seine Spuren, er kehrt plötzlich um, biegt an einer Stelle, die er früher schon berührt hatte, seitwärts ab, so dass seine Spur für die Hunde verwirrende Sackgassen und Gabelungen aufweist. [2]) Dies alles beweist nun allerdings, dass der Hirsch ein sehr kluges Thier ist, und es mag schwer sein, seinem complicierten Denkprocess im einzelnen zu folgen und denselben darzulegen, aber ich glaube, dass die Schwierigkeit genau die gleiche bleibt, ob wir ihn in Einzelassociationen oder in allgemeinen Vorstellungen verlaufend denken; wissen wir doch *a priori*, dass alles, was eine allgemeine Vorstellung für das praktische Verhalten leisten kann, durch Associationen zwischen oder Verwechslung von jenen Einzelvorstellungen, aus denen sich die allgemeine angeblich aufbaut, ebenso gut geleistet werden kann. Aus diesem Grunde glaube ich nicht verpflichtet zu sein, auf eine genaue Analyse dieses Falles hier einzugehen.

Dies alles scheint also meine theoretische Anschauung zu bestätigen, dass die Thiere als nicht sprachbegabte und deshalb vereinzelte Wesen mit unvollkommenem Unterscheidungsvermögen lediglich in Einzelvorstellungen denken, d. h. in Wahrnehmungs- und Erinnerungsbildern, ohne dass ich deshalb einen Grund einsehen würde, ihr Denken mit Schopenhauer auf die Gegenwart einzuschränken. Welche Stütze dieser Ansicht aus der Betrachtung

---

[1]) Leroy, *Intellect of animals*, engl. Übersetzung, pag. 107; Romanes, pag. 54.

[2]) Leroy, pag. 43 ff.; Romanes, pag. 546.

unentwickelter Sprachen erwächst, ist bereits oben hervorgehoben worden, und diese Seite der Frage kann deshalb füglich an dieser Stelle auf sich beruhen bleiben.

5. Eine zweite und unabhängige Bewährung unserer Ansicht, dass isolierte Wesen zwar associierte und verschmolzene Einzelvorstellungen, aber keine Gemeinvorstellungen kennen, mag die Betrachtung kindlicher Sprachentwickelung liefern. Und zwar die Art und Weise, wie Kinder die Worte, die sie gelehrt worden, zu verallgemeinern pflegen. Folgende Erwägung diene zur Einleitung. Hat ein Kind eine deutliche, wenn auch dem Selbstbewusstsein *(self-consciousness)* entrückte Artvorstellung von Gold, Vogel etc., so ist zu erwarten, dass der Name, den es als Bezeichnung eines Individuums einer solchen Art lernt, sich auf die ganze Classe ausdehnen und an dieser als einem einheitlichen, präformierten Element des Denkens haften bleiben wird. Jeder andere Sachverhalt spricht gegen das Vorhandensein solcher, schon vor dem Sprechenlernen vorhandener Artvorstellungen. Ein solcher anderer Sachverhalt tritt uns aber in Wahrheit entgegen, und zwar ein solcher von sehr bezeichnender Eigenthümlichkeit.

Schon Locke hat in dieser Sache das Wesentliche ausgesprochen, wenn er sagt[1]: »*A child having taken notice of nothing in the metal he hears called Gold but the bright shining yellow colour, and nothing else; and therefore calls the same colour in the peacocks tail gold.*« Dieses Wesentliche besteht eben darin, dass für Kinder die oberflächlichste Ähnlichkeitsbeziehung hinreicht, damit sie die Namen von einem Objecte auf das andere übertragen, dass somit — wie wir annehmen müssen — die Namen keine feste Artvorstellung, wie sie Locke selbst für alle Menschen annimmt, finden, an der sie haften könnten, sondern ein loses und ungeordnetes Nebeneinander von Einzelvorstellungen, deren Ordnung und Gruppierung eben erst durch solche zufällige Ähnlichkeitsassociationen erfolgt. Dieser Thatbestand ist seither unzweifelhaft festgestellt worden. Ich gebe im folgenden nur ein Beispiel, wie es von einer hervorragenden und unvoreingenommenen Autorität geliefert wird. Darwin hat an einem kleinen Enkel Beobachtungen angestellt und diese in folgenden Worten niedergelegt, die Romanes[2]) wiedergibt: »Das Kind, welches eben anfieng zu sprechen, nannte eine

---

[1]) Locke, *Human understanding.* III, 2, 3.

[2]) Romanes, a. a. O. pag. 283.

Ente Quack, und nannte kraft einer besonderen Association auch das Wasser Quack. Durch Beobachtung der ähnlichen Eigenschaften dehnte es die Verwendung der Bezeichnung Quack einerseits auf alle Insecten und Vögel, anderseits auf alle Flüssigkeiten aus. Schließlich durch eine noch feinere Beobachtung von Ähnlichkeiten nannte es auch alle Münzen Quack, nachdem es auf der Rückseite eines französischen Sousstückes die Abbildung eines Adlers gesehen hatte. So . . . dient Quack jetzt zur Bezeichnung von anscheinend so verschiedenen Gegenständen, wie Fliege, Wein und Münze.« Ähnliche Beispiele könnten aus Romanes selbst und aus Taine *(De l'Intelligence)* angeführt werden. Nun kann doch ein Zweifel nicht bestehen, dass es keine »allgemeine Vorstellung« gibt, die die Merkmale von Fliege, Wein und Münze in sich vereinigt, und es darf als sehr unwahrscheinlich, ja als ausgeschlossen gelten, dass ein Kind, das von den Arten Flüssigkeit, Münze und Vogel eine, wenn auch noch so unbewusste und undeutliche Gemeinvorstellung hätte, alle drei unter einem gemeinsamen Namen zusammenfassen sollte.

6. Hiedurch nun betrachte ich meine theoretische Behauptung auch als praktisch bestätigt, wenigstens insoweit, als sie dahin geht, nicht sprachbegabte Wesen vollzögen ihr Denken nur in Einzelvorstellungen, unter denen sich freilich verschmolzene, d. h. aus mangelnder Unterscheidungsgabe nicht auseinandergehaltene befinden mögen. Dafür aber, dass, wo auch noch die ersten Ansätze zu Begriffen fehlen, von Urtheilen und Schlüssen keine Rede sein könne, — dafür wird man an dieser Stelle keine eigene Beweisführung erwarten. Weder wer Urtheile aus Begriffen, noch wer sie aus Worten zusammengesetzt wissen will, wird sie unter solchen Umständen bei weder begriff- noch sprachbegabten Wesen anzutreffen geneigt sein. Im übrigen verweise ich auf die folgende Untersuchung. Dieselbe wird auszuführen haben, wie sich durch den Einfluss der Sprache die logischen Grundthatsachen entwickeln, und wird zunächst bei dem relativ einfachsten dieser Elemente, bei dem Begriffe, einzusetzen haben.

II. ABSCHNITT.

Wort und Begriff.

1. Schon wenn ich das Wort als das einfachste Element der Sprache und den Begriff als das einfachste Element des Denkens bezeichne, setze ich mich vielfachem Widerspruche aus. Zuerst ein paar Bemerkungen über den ersten Punkt. Man hat gesagt, nicht das Wort sei ein wirkliches Element, sondern erst der Satz. Das Wort sei lediglich eine Abstraction. Die lebendige Rede gehe in zusammenhängenden Sätzen vor sich.[1]) Man hätte auch noch schärfer vorgehen können und fragen: Wann hat jemals ein Mensch zu einem anderen: und, aber, sondern, gesagt, als nur in einem Satze? Oder auch: wenn man die Constanz als Maßstab der Einheit nehmen wollte, dann dürfte man nicht die Wörter, sondern höchstens die Laute als ursprüngliche Sprachelemente ansehen, und doch ist es sicher, dass die einzelnen Consonanten nicht früher da waren als die Silben und Wurzeln.

Allein alledem lege ich keine große Bedeutung bei. Denn erstens haben diese Worte eben, im Gegensatz zu Lauten und Silben, eine constante Bedeutung, und damit sind sie hinreichend als erste Elemente der Sprache, d. h. als primäre, bedeutungsvolle Lautzeichen, charakterisiert. Zweitens hat die moderne Linguistik den Nachweis geführt, dass jedes Wort ursprünglich selbst ein Satz, d. h. ein selbständiges Lautzeichen war[2]), und dass dies im

---

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker I, pag. 271. — Jerusalem, Die Urtheilsfunction, pag. 26.

[2]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. I, pag. 399. — Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprachwissenschaft. Deutsch von Schneider, pag. 227. — Romanes, a. a. O. pag. 297.

Chinesischen heute eigentlich noch der Fall ist.[1]) Demnach wird dem wohl kein ernsthaftes Bedenken entgegenstehen, wenn man das Wort als das erste Product der Sprache bezeichnet.

2. Schwieriger scheint die Sache in Betreff der Begriffe zu liegen. Und es liegt uns jedenfalls ob, ehe wir daran gehen, zu zeigen, wie sich die Begriffe unter dem Einfluss der Worte entwickeln, zu zeigen, dass sie überhaupt erste Elemente des logischen Denkens sind. Schwieriger insofern, als diejenigen Recht haben, die Gewicht darauf legen, dass, um einen Begriff wie »Säugethier« zu bilden, schon eine ganze Menge von Beobachtungen, Vergleichen, Urtheilen und auch wohl Schlüssen nöthig sind. Allein auch diese Schwierigkeit ist längst aufgeklärt, oder wenigstens: die ausschlaggebende Unterscheidung ist längst gemacht worden.

So sagt Wundt[2]): »Wenn die Begriffe die Elemente unseres logischen Denkens sind, so versteht es sich von selbst, dass wir mit ihnen den Aufbau der Logik beginnen müssen. Und doch ist es ebenso gewiss, dass die vollendeten Begriffe der Wissenschaft alle anderen logischen Functionen voraussetzen.« Er unterscheidet nämlich »logische Begriffe« im engeren Sinne und »wissenschaftliche Begriffe«, freilich um zu zeigen, dass die einen sich aus den anderen entwickeln. So wäre die allgemeine Vorstellung, die ein Laie von einem Kameel hat, ein logischer Begriff, die Gesammtheit aller Eigenschaften des Kameels, wie sie dem Zoologen gegeben ist, ein wissenschaftlicher Begriff. Und Wundt meint, von dem ersteren gehe die Untersuchung aus, bei dem letzteren ende sie; deshalb sei es kein Widerspruch, wenn die Begriffe auf der einen Seite als Elemente, auf der anderen Seite als Ergebnisse der Erkenntnis behandelt werden.[3]) Allein wir können von unserem Standpunkte noch weiter gehen. Denn die wissenschaftlichen Begriffe bilden überall keinen Gegenstand der Psychologie, d. h. der psychologischen Erfahrung. Solche wissenschaftliche Begriffe sind vielmehr Gesetzmäßigkeiten, nämlich Gesetzmäßigkeiten der Coexistenz von Qualitäten oder Phänomenen. Sie nehmen logisch dieselbe Stufe ein wie Naturgesetze, d. h. Gesetzmäßigkeiten der Succession von Phänomenen. Die Analogie ist hier eine vollständige. Dass wir solche Begriffe überhaupt aufstellen können, beruht auf einem all-

---

[1]) Romanes, ibid. — Waitz, a. a. O. pag. 272.

[2]) Wundt, Logik I, pag. 88.

[3]) Wundt, a. a. O. pag. 89.

gemeinen Gesetze der »Typicität«, welches die Constanz von Qualitätencomplexen überhaupt aussagt, ganz so wie die Aufstellung von Naturgesetzen auf dem allgemeinen Gesetze der Causalität beruht, welches die Constanz der phänomenalen Succession lehrt. Wir gelangen zu solchen Begriffen durch eine eigene Methode, nämlich durch Synthese, wie wir zu den Naturgesetzen durch die Methode der Induction vorschreiten, und verwerten diese Begriffe durch Analyse, wie jene Gesetze durch Deduction. Und deshalb gibt es eine Psychologie des wissenschaftlichen Säugethierbegriffes ebensowenig wie eine Psychologie des wissenschaftlichen Gravitationsgesetzes. Dass wir diese Gesetzmäßigkeiten durch eigene Worte — Säugethier und Gravitation — bezeichnen, kann hieran nichts ändern. Denn diese Worte bezeichnen lediglich äußere, wenn auch ideelle Dinge. Diese sind Gegenstände, nicht Elemente, oder überhaupt Bestandtheile des Denkens. Und insofern möchte ich einer realistischen Auffassung der Universalien das Wort reden. Denn wenn wir für einen Augenblick annehmen wollen, dass der Begriff des Säugethieres eine von uns unabhängige, ewige Realität wäre, wird es uns sofort klar werden, dass ein solcher realer Begriff sich jedenfalls in unserem empirischen Denken nicht finden kann, und dass — diese Realität zugestanden — die Frage nach der Natur unseres Denkens, unserer Erfassung dieser Begriffe, immer noch aufrecht bliebe. So aber steht es in der That: die gesetzmäßig coexistierenden Qualitäten sind Gegenstände der äußeren, nicht der inneren Erfahrung. Nun ist freilich unser Wissen von der gesetzmäßigen Coexistenz der Qualitäten von der Qualität selbst verschieden, und setzt einen Denkact voraus, — ebenso wie unser Wissen von dem Gesetze der Gravitation. Allein dieses Wissen ist keineswegs selbst ein Begriff. Es ist vielmehr — darüber kann meines Erachtens kein Zweifel obwalten — ein Relationsurtheil, ganz ebenso wie unser Wissen von der Gravitation. Um dies noch kurz schematisch zu verdeutlichen, nehmen wir an, an der Objectenclasse O coexistierten gesetzmäßig die Qualitäten α, β, γ . . . Dann bildet die Summe dieser Qualitäten: $\alpha + \beta + \gamma$ . . . den wissenschaftlichen Begriff der Classe O und unser Wissen, dass α, β, γ . . . coexistieren, drückt sich aus in einem Relationsurtheil, dessen Subjecte diese α, β, γ sind, und dessen Prädicat eben die gesetzmäßige Coexistenz, also eine Relation, ist. Auf Grund dieser Erwägung glaube ich mich berechtigt, von den wissenschaftlichen Begriffen, welche Resultate von Urtheilen sind, an dieser Stelle abzusehen,

und mich auf die Data der Psychologie, d. h. auf die sogenannten allgemeinen Vorstellungen zu beschränken. Deren Entstehung unter dem Einflusse der Sprache wollen wir uns jetzt zuwenden, und zu diesem Behufe zu dem fingierten »einzelnen erkennenden Wesen«, dessen Psychologie wir im I. Abschnitte behandelt haben, zurückkehren.

3. Wir sahen, dass ein solcher Einzelner seinen gesammten Wahrnehmungsinhalt in den Formen der Anschauung und Erinnerung, also der Vorstellung, beherrschen würde. Wir wollen nun zusehen, wie sich sein Geistesleben mit dem Auftreten der Sprache verändern muss. Da ist es zunächst unerlässlich, auch das Problem vom Ursprung der Sprache zu berühren. Allein es soll dies nicht im einzelnen, sondern nur unter zwei allgemeinen Gesichtspunkten geschehen. Erstlich wird heute wohl fast allgemein zugegeben, dass die Sprache ursprünglich eine spontane Reaction sei, und seitdem wir nicht an den »Namengeber« des Alterthums glauben, bleibt uns auch kaum eine andere Wahl. Und so sind denn auch hierüber fast alle Sprachforscher einig: ob sie die Sprache in unmerklichem Wachsthum aus thierischen Lauten hervorgehen lassen, oder mit der Mehrzahl die Onomatopoie herbeiziehen, oder die Laute des Affectes zum Ausgangspunkte nehmen, oder Urworte annehmen, die bei gemeinsamen Thätigkeiten reflexartig hervorgestoßen wurden, oder endlich die betreffenden Bewegungen der Sprachorgane einfach als Begleiterscheinungen körperlicher Thätigkeiten ansehen, — immer bleibt die Sprache eine ursprünglich spontane, reflexartige Thätigkeit. Von diesem Principe wird sich uns alsbald eine wichtige Anwendung ergeben.

Zweitens aber darf man behaupten, dass die Sprache als solche in erster Linie eine Zeichengebung, also ein Verständigungsmittel ist. Dieser fast selbstverständlichen Ansicht gegenüber stehen die Behauptungen von Hobbes und Max Müller. Jener sagt[1]: »*Nomen est vox humana, arbitratu hominis adhibita, ut sit nota, qua cogitationi praeteritae cogitatio similis in animo excitari possit, quaeque in oratione disposita et ad alios prolata signum iis sit, qualis cogitatio in ipso proferente praecessit vel non praecessit.*« Und zu dieser Stelle bemerkt Müller[2]: »Dass Sprache zuerst für uns selbst und dann erst für Andere bedeutungsvoll ist, hatte . . .

[1]) Hobbes, Werke, II, 4.

[2]) Max Müller, a. a. O. pag. 36.

Hobbes klar begriffen.« Die »transparente Absurdität« dieser Behauptung[1]) ist in die Augen springend und auch von dem verdienstvollen Darsteller der Hobbes'schen Philosophie, Robertson[2]), klar erkannt worden. Trotzdem ist es nicht ganz leicht, diese, wie alle ganz großen Absurditäten, mit Gründen zu widerlegen. Ich möchte mich hier nur auf die Bemerkung beschränken, dass doch als *notae* im Sinne von Hobbes Geberden ungleich dienlicher wären als Laute, da sie offenbar einem näherliegenden Reflex entspringen, und auch der Zusammenhang zwischen einer Thätigkeit und einer sie nachahmenden Geste viel leichter zu verstehen und zu behalten ist. Und in der That finden wir, dass jene eine Zeichengebung, die für den Sprechenden selbst erfolgt, das Zählen nämlich, durch Geberden mit den Fingern zu geschehen pflegt. Schon aus der Thatsache also, dass wir nicht eine Geberden-, sondern eine Lautsprache als fast ausschließliches Umgangs- und Verkehrsmittel aller Völker finden, dürfen wir folgern, dass die Sprache in erster Linie dem Zwecke der Verständigung und erst in zweiter Linie dem begrifflichen Denken dient, weshalb wir die Definition mit Locke[3]) also geben können: »*Words stand as marks for the ideas within mans own mind, whereby they might be made known to others, and the thoughts of mens minds be conveyed from one to another.*«

4. Nachdem aber dieses letztere festgestellt ist, dürfen wir nicht mehr von einem einzelnen reden, sondern wir müssen zwei solcher Wesen nebeneinander denken, von denen der eine den anderen durch Worte über seine psychischen Vorgänge unterrichtet, und wir müssen, worauf ich großes Gewicht lege, die Vorgänge im Sprechenden von denen im Hörenden scharf unterscheiden. Aber ehe wir auf diese psychischen Vorgänge des Sprechens und Verstehens eingehen, müssen wir noch das Verhältnis der Worte zu den Objecten kurz ins Auge fassen.

Die Entstehung der Sprache, d. h. die Bildung fester Associationen von Worten und Vorstellungen, worunter ich wieder Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder zusammenfasse. Diese geschieht aber nicht so, dass jede Vorstellung mit einem eigenen Namen, einem Eigennamen, verbunden würde; und auch nicht so, dass die gemeinsamen Theile ähnlicher Vorstellungen, die gemein-

---

[1]) Romanes, a. a. O. pag. 274.

[2]) Robertson, *Hobbes*, pag. 83.

[3]) Locke, III, 1, 2.

samen Merkmale, unter einem Worte zusammengefasst würden.[1]) Diese letztere Behauptung können wir aussprechen, ohne damit der Frage: Conceptualismus oder Nominalismus? zu präjudicieren. Versetzen wir uns nur einmal in die Lage eines Kindes, das sprechen lernt. Die gemeinsamen Merkmale aller Männer sind ihm etwa ein Bart oder eine Hose. Das Kind lernt aber nicht die Bärte oder Hosen als »Mann« zu bezeichnen, sondern alle mit Bärten oder Hosen begabten Menschen. So sagt Berkeley[2]): »*But it seems, that a word becomes general by being made the sign . . . of several particular ideas, any one of which it indifferently suggests to the mind.*« Was hier von allgemeinen Worten gesagt wird, gilt von allen; denn in diesem Sinne sind alle Worte allgemein — mit Ausnahme der Eigennamen —, eben weil nicht einzelne Vorstellungen mit einzelnen Worten associiert sind.

Für diese Thatsache hat man verschiedene Erklärungen gegeben. Die einfachste gibt Locke[3]): »*For the multiplication of words would have perplexed their use, had every particular thing need of a distinct name . . . Language had yet a farther improvement in the use of general terms, whereby one word was made to mark a multitude of particular existences.*« Diese Erklärung wird man gewiss, soweit sie reicht, annehmen können, allein sie reicht nicht gar weit. Sie zeigt wohl, dass jedes Wort eine allgemeine Bedeutung haben müsse, aber sie zeigt nicht, wie eine solche zustande komme.

Viel feiner ist folgender Gedanke, den Taine[4]) darlegt: Jeder Eindruck ruft in uns eine Tendenz zur Reaction hervor. Indem sich nun viele solche Eindrücke summieren, summieren sich auch die Reactionstendenzen, und die Resultierende dieser letzteren ist ursprünglich das allgemeine Wort. Jedes allgemeine Wort ist daher das Ergebnis eines »kleinen symbolischen Dramas und einer lebendigen Mimik«. Hierin liegt zweifelsohne ein Fortschritt. Aber es wird nicht klar, weshalb nicht jeder einzelne Eindruck eine Reaction im Wort hervorruft. Mit anderen Worten: Es fehlt die Verbindung zwischen dem Taine'schen Princip der Reaction und dem Locke'schen Princip der Einfachheit.

---

[1] Vgl. J. St. Mill, *Examination of Sir W. Hamilton's philosophy* pag. 3[illegible].

[2] Berkeley, *Principles of human knowledge, Introduction sect. XI*

[3] Locke, a. a. O. III. 1. 3

[4] Taine, *De l'intelligence* I. pag. 32 f.

Ich möchte glauben, dass diese Verbindung in folgender Weise hergestellt werden könnte. Jeder Eindruck hat die Tendenz, in uns eine Reaction, d. h. eine Action hervorzurufen, und zwar ursprünglich eine reflectorische, also eine zweckdienliche Handlung. Allein die Zahl der möglichen Handlungen, Reactionen ist auf jeder Stufe der Organisation nothwendig eine beschränkte, weil eine durch die specifische Eignung des motorischen Systems bedingte. Die Eindrücke haben aber nach dem Schopenhauer'schen Satze von dem Primate des Willens, der sich wenigstens in entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht als ein heuristisches Princip ersten Ranges bewährt, zunächst nur insofern ein Interesse für uns, als sie unsere Handlungen beeinflussen können. Wir haben deshalb ursprünglich keine Veranlassung, solche Eindrücke zu unterscheiden, auf welche wir in gleicher Weise reagieren müssten; und alle Veranlassung, solche Eindrücke zu unterscheiden, auf die wir verschieden reagieren können. Man kann das auch so ausdrücken, dass diese letzteren Unterscheidungen uns im Kampfe ums Dasein fördern können, was nicht ausschließt, dass auch eine größere Differenzierung unserer Reactions- und also mittelbar auch unserer Unterscheidungsfähigkeit uns in diesem Kampfe von Nutzen ist. Da sich aber nach demselben Principe unsere Gefühle nach der von ihnen auszulösenden Innervation richten werden, so kann man, glaube ich, definieren: Unterschieden wird auf jeder Stufe der Organisation das, was in uns verschiedene Gefühle erregt und verschiedene Reactionen auslöst. Dass der Begriff der Ähnlichkeit sich in dieser Weise erklären lässt, gedenke ich im V. Abschnitte auszuführen. Auf die Sprache angewendet, ergibt dieses Princip: Unter einem Worte wurden alle jene Einzelvorstellungen zusammengefasst, welche zur Zeit der Sprachentstehung gleiche Reactionen hervorzurufen geeignet waren. Dieser Grundsatz scheint mir die nothwendige Ergänzung zu dem Locke'schen Princip der Einfachheit: dieses macht begreiflich, dass ein Wort viele Vorstellungen unter sich begreift, jener aber erklärt, welche Vorstellungen dies waren. Und sobald sich zwischen diesen vielen Einzelvorstellungen und je einem Worte eine feste Association gebildet hat, können wir die Sprache als entstanden betrachten.

5. Ich habe eben bemerkt, dass zwischen den Vorgängen im Sprecher und denen im Hörer scharf unterschieden werden müsse. Diese Aufstellung bedarf keiner Rechtfertigung, denn sollten beiderlei

Vorgänge identisch sein, so würde sich dieses ja bei genauer Prüfung ergeben. Trotzdem führe ich gerne ein Wort Sigwarts[1]) an, der dies bestätigt, indem er sagt: »Der Satz . . . lässt sich . . . von zwei Seiten betrachten, die von Anfang an zu scheiden wichtig ist. . . . Die Functionen dessen, der gesprochene Worte versteht, sind . . . nicht dieselben wie die Functionen dessen, der spricht. . . .« Beginnen wir mit dem Hörer.

Ein vernommenes Wort wird in mir von allen jenen Einzelvorstellungen, mit denen es associiert ist, in jedem einzelnen Falle nur eine einzige hervorrufen: eine einzige, einzelne, an sich bestimmte. Wenn mir jemand erzählt, er sei beinahe von einem durchgegangenen Pferde überrannt worden, so stelle ich mir in dieser Situation ein bestimmtes, concretes Pferd vor: von bestimmter Größe, bestimmter Farbe, bestimmtem Aussehen. Was ist dies für ein Pferd? Ist es das Pferd des Erzählers? Das Pferd, das ihn überrannt hat? Das Pferd, an das er während der Erzählung denkt? Gewiss nicht. Denn er hat mir nichts Anderes mitgetheilt, als dass ihn »ein Pferd« überrannt hat. Vielleicht stelle ich mir einen Braunen vor, und er denkt an einen Schimmel. Denn das Wort kann nichts Anderes thun, als aus dem Vorrath von associierten Einzelvorstellungen eine bestimmte heraufzurufen. (Eine Veränderung der Erinnerungsbilder durch Phantasie oder schlechtes Gedächtnis, oder sagen wir lieber durch Phantasie und schlechtes Gedächtnis, wird damit nicht geleugnet.) Es ist dieses mein Pferd offenbar ein reproduciertes Pferd, also eines, das ich irgendwo gesehen. Welches? Das wird sich oft schwer feststellen lassen. Der Eine mag in solchem Falle an das erste Pferd denken, das er als Kind mit hellem Bewusstsein gesehen hat. Ein Anderer an das letzte Pferd, das er gestern sah. Ein Dritter an ein ihm besonders gewohntes, z. B. sein eigenes Pferd. In dem dargelegten concreten Falle werde ich aber wahrscheinlich an ein Pferd denken, das ich selbst einmal durchgehen sah, also an jenes, dessen Bild durch die begleitenden Umstände wachgerufen wird. Kann da der Sprecher wissen, welches Pferd ich mir vorstelle? Nein! Erfüllt die Erzählung ihren Zweck, obwohl Sprecher und Hörer ganz verschiedene Pferde vorstellen? Gewiss, denn was zum Erfassen der Sachlage dienlich ist, mag er mit besonderen Worten mittheilen. Das Wesentliche aber ist, dass meine Vorstellung eine lebhafte und anschauliche ist; und diesem wesentlichen Erfordernis

[1]) Sigwart, Logik. I, pag. 29.

wird entsprochen, so viele unwesentliche Verschiedenheiten zwischen beiden Vorstellungen obwalten mögen, und es kann ihm nur entsprochen werden, wenn meine Vorstellung eine deutliche ist; das ist sie aber nur dann, wenn sie eine wirkliche, vollständige Wahrnehmung reproduciert. Mit sehr vielen unwichtigen Merkmalen, die mir etwa erzählt werden könnten, wäre mir nicht gedient; denn jede concrete Wahrnehmung enthält unendlich viele Details, und würden diese nicht von meiner Erinnerung ergänzt, so könnte mir auch die minutiöseste Schilderung kein leibhaftiges Pferd, sondern höchstens einen Haufen todter Pferdemerkmale liefern.

Dieser Thatbestand ist noch einer ganz besonders drastischen Erläuterung fähig. Es gibt nämlich Fälle, wo die durch ein Wort wachgerufene Vorstellung in eine Hallucination übergeht, insbesondere bei der Suggestion von Somnambulen. (Unter Somnambulen verstehe ich im Sinne des französischen *Terminus technicus* jene pathologischen Individuen, die der Suggestion besonders zugänglich sind.) Darüber erzählt z. B. Binet[1]: »*Lorsque le sujet est convenablement préparé... il suffit de lui dire avec autorité: voila un serpent, pour qu'il voit le serpent ramper devant lui.*« Ich habe diese Worte angeführt, weil sie für meine These unbewusst zeugen. Man sagt dem Kranken: eine Schlange, und er sieht vor sich — die Schlange. Eine bestimmte lebendige, complete, mit allen Merkmalen ausgerüstete Schlange, vor der er schreiend davonläuft. Woher kommt sie? Aus dem Vorrath der aufgespeicherten Einzelbilder. Es bleibt also dabei: ein verstandenes Wort erweckt im Hörer eine bestimmte Vorstellung.[2])

Endlich will ich noch ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung geben. Die genaue Vorstellung, die ich mit dem Worte »Clavier« verbinde, hat bei mir sehr gewechselt. Früher dachte ich wenn ich von einem Clavier hörte, an ein braunes, mittelgroßes; später an ein schwarzes. Der Grund lag einfach darin, dass wir früher ein braunes, später ein schwarzes besaßen.

6. Indem wir es vorläufig dahingestellt sein lassen, ob diese Vorgänge auch beim Hören und Verstehen abstracter Worte stattfinden, wenden wir uns den Vorgängen im Sprecher zu. Hier sind zweierlei Phänomene zu unterscheiden.

Das eine entspricht der Einzelvorstellung des Hörers. Ich meine die concrete Einzelvorstellung, die ihn zum Aussprechen

---

[1]) A. a. O. pag. 33.

[2]) Vgl. Wundt, a. a. O. pag. 40.

des Wortes veranlasst. Diese kann wiederum von doppelter Art sein: eine Wahrnehmung oder ein Erinnerungsbild. Im letzteren Falle liegt die Sache ganz klar. Die betreffende Einzelvorstellung ist bereits mit dem Worte associiert. Ihr Auftreten ruft daher das Aussprechen des Wortes in einfacher Weise hervor. Etwas complicierter ist der Fall der äußeren Wahrnehmung. Denn wenn ich ein mir unbekanntes Pferd sehe, so könnte jemand fragen, wieso diese ins Bewusstsein neu eintretende Vorstellung mit dem Worte »Pferd« in associative Verbindung trete? Wir haben keine Veranlassung, auf diesen Vorgang hier ausführlich einzugehen. (Das Genauere siehe im 4. Abschnitte.) Es genüge deshalb zu sagen, dass, was hier vor sich geht, mit Binet zu sprechen, eine *»opération à trois termes«* ist, die man — nicht ganz exact, aber für unsere Zwecke genügend — also schematisieren kann: das neue Pferd erinnert durch irgend eine Ähnlichkeit an ein altes Pferd, und dieses durch Berührung an das Wort »Pferd«. Insoweit also besteht ein genauer Parallelismus. Eine bestimmte Einzelvorstellung veranlasst den Sprecher, ein allgemeines Wort auszusprechen, und dieses erweckt im Hörer eine — freilich verschiedene — bestimmte Einzelvorstellung.

Nun findet aber daneben noch ein zweites statt: wenn ich ein Wort ausspreche, so finden in mir gleichzeitig folgende psychische Processe statt: 1. die Vorstellung, die das Aussprechen veranlaßte, besteht, wenn auch verblassend, fort; 2. an sie knüpfen sich meistens irgendwelche Gefühle; 3. ich habe die Innervationsempfindung, die dem Aussprechen des Wortes entspricht; 4. ich höre den lautlichen Klang des betreffenden Wortes; 5. möglicherweise können auch die Schriftzeichen, die dem Worte entsprechen, vor mir auftauchen. Von diesen 5 Elementen sind die letzten 3 immer constant und für ein bestimmtes Wort dieselben.

Aber auch die Vorstellungsreste weisen gewisse constante Bestandtheile auf: es sind eben jene gemeinsamen Merkmale, die bewirken, dass die einzelne Vorstellung unter dem allgemeinen Worte begriffen wird. Nicht als ob diese gemeinsamen Merkmale für sich vorgestellt werden könnten. Schon Locke sagt bekanntlich[1] . . . *»does it not require some pains and skill(!) to form the general idea of a triangle . . . for it must be neither equilateral, equicrural, nor scalenon, but all and none of these at once. In fact, it is*

---

[1]) Locke, a. a. O. II, 7, 9.

something imperfect, ***that cannot exist*** *... an idea wherein some parts of several different and* ***inconsistent*** *ideas are put together.«* Und Berkeley führt eine solche Idee *ad absurdum,* wenn er sagt[1]) ... *it will not follow they suggest to my thoughts an idea of motion without a body moved or any determinate direction and velocity; or that I must conceive an abstract general idea of extension, which is neither line, surface, nor solid, neither great nor small, black, white nor red, nor of any other determinate colour.«* Allein trotzdem werden sich die constanten Merkmale mit der Zeit summieren und verstärken, die wechselnden immer mehr schwächen, so daß sich mit der Zeit, wo dies möglich ist, ein Durchschnittsbild ergeben wird, in dem die constanten Merkmale stärker, die wechselnden schwächer hervortreten werden. Alle diese 5 Elemente aber, Vorstellungsreste, Gefühle, Innervationsempfindungen, Wortklang und Schriftzeichen werden mit der Zeit eine mehr oder minder feste Berührungsassociation eingehen, und zu einem derartigen psychologischen Gebilde werden, das Wundt eine Complication nennen würde. Wir wollen es weiterhin als das anschauliche Begriffscorrelat bezeichnen.

Wir haben dieses Gebilde nicht entdeckt. Schon Wundt behandelt es in folgenden Worten[2]): »Indem unter unseren objectiven Vorstellungen die des Gesichts die herrschende Rolle spielen (dies gilt wohl nicht von allen Menschen, sondern nur von den »*visuels*« der französischen Schule)[3]), unter den subjectiven Bestandtheilen jeder Complication aber der Sprachlaut ..., sind die Vorstellungen der sprechenden Menschen fast durchwegs Complicationen von Gesichts- und Gehörsvorstellungen. In nicht seltenen Fällen tritt ferner in jenen herrschenden Complicationen an die Stelle der ursprünglichen Gesichtsvorstellungen das die Sprachlaute in Gesichtsvorstellungen umsetzende Schriftzeichen. Dadurch werden dann auch solche psychische Gebilde, denen eine concrete sinnliche Vorstellung eigentlich nicht entspricht, wie die abstracten Begriffe, befähigt, in den Formen jener herrschenden Complicationen von Bild und Laut zu erscheinen.«

Wundt misst übrigens, wie wir sehen werden, diesen Complicationen meines Erachtens eine zu große Bedeutung bei, wenn er sie als Elemente des wirklichen Denkens auffasst. Mir sind sie wenig anderes als associative Nebenproducte des lauten oder stillen

---

1) Berkeley, a. a. O. Introd. XI.
2) Wundt, Logik, I, pag. 18.
3) Binet, a. a. O. pag. 29 ff.

Sprechens. Indem ich mich deshalb dagegen verwahre, als würde ich seine diesbezüglichen Ansichten theilen, acceptiere ich zur Erläuterung eine von ihm eingeführte Symbolik. Er bezeichnet[1]) die einzelnen Vorstellungen mit A_1 A_2 A_3 . . . das herrschende, ihnen gemeinsame Merkmal mit h, den Sprachlaut mit l, das Schriftzeichen mit s und zeigt, wie diese Complicationen sich allmählich nach dem Schema entwickeln: A_1 A_2 A_3 . . . hA, hlA, lAh, ls A, ls. . .

Aber diese Begriffscorrelate wurden schon viel früher bemerkt. Sehr schön spricht von ihnen Descartes, in der 6. Meditation. Er sagt dort: »*Et quoique, suivant la coutume que j'ai de me servir toujours de mon imagination lorsque je pense aux choses corporelles, il arrive qu'en concevant un chiliogone je me représente confusément quelque figure, toutefois il est très-évident que cette figure n'est point un chiliogone, puisqu'elle ne diffère nullement de celle que je me représenterais, si je pensais à un myriogone ou à quelque autre figure de beaucoup de côtés, et qu'elle ne sert en aucune façon à découvrir les propriétés qui font la différence du chiliogone d'avec les autres polygones.*« Ähnlich sagt Taine[2]): »Wenn ich das Wort Polygon höre (ich würde sagen: ausspreche; auf diese Differenz werde ich zurückkommen), zeichne ich mir sehr unbestimmte Linien, die sich schneiden und einen Raum zu umschreiben streben, ohne dass ich noch wüsste, ob die Figur einseitig oder fünfeckig werden wird. Aber dieses unbestimmte Bild ist nicht . . . das abstracte Polygon: die Weichheit seiner Umrisse hindert es nicht, eigene Umrisse zu haben; es ist wechselnd und dunkel, und die Sache (das abstracte Polygon) . . . ist weder wechselnd noch dunkel . . . man kann in vielen Fällen seine Definition geben.«

Ich möchte hier noch einige Beispiele geben, die ich der Selbstbeobachtung entnehme. Das Begriffscorrelat, das ich beim Aussprechen des Wortes »Lampe« in meinem Bewusstsein vorfinde, lässt sich etwa wie folgt beschreiben: es ist eine helle weiße Lampenkugel, mit den Buchstaben LAMPE in dicken schwarzen Lettern auf dem hellen Hintergrunde gemalt, dazu das Lautbild. Noch viel complicierter ist die Sache z. B. bei den einzelnen Namen der Wochentage. Ich greife den Dienstag heraus: etwas wie ein viereckiger, an den Seiten concav geschweifter, metallglänzender Schild steht vor mir, überspannt von einem Netze blauer Schnüre.

---

[1]) Wundt, a. a. O. pag. 46 ff.

[2]) Taine, a. a. O. I, pag. 27.

Darüber das geschriebene Wort. Ich erinnere mich übrigens, dass diese Bilder in meiner Kinderzeit viel lebhafter und deutlicher waren. Ich glaube noch zu wissen, dass dieser Schild von einem zu Pferde sitzenden Ritter in voller Rüstung übrig geblieben ist, und die Schnüre deute ich auf ein Gitterbett, in dem ich in meinen ersten Jahren schlief. Ich kann mich erinnern, seinerzeit bemerkt und erzählt zu haben, dass ich das Bild eines braunrothen Handschuhes auf einer Aushängetafel mit dem Mittwoch verband. Der Handschuh ist vollständig geschwunden, das Braunroth ist geblieben. Überhaupt scheinen mir die farbigen Flächen am hartnäckigsten zu persistieren. So ist die Zahl 7 noch heute mit einem intensiven Himmelblau associiert; ich glaube mich darauf zu besinnen, dass es ursprünglich eine Illustration zu dem Märchen »Die 7 Raben« war, wo diese Vögel sich von einem tiefblauen Himmel abhoben. Ich sehe übrigens von weiterer Häufung der Beispiele ab. Nur will ich noch bemerken, dass die Verschwommenheit und Undefinierbarkeit der Bilder eine so große ist, dass ich sie nur mit unserer Erinnerung an Träume vergleichen kann, wo man dann nicht weiß, sollte dieses Bild eine Bibliothek darstellen oder eine Stadt? eine Stiege oder eine Kirche? Doch, wie gesagt, ich kehre zur Theorie zurück.

Da erhebt sich denn zunächst die Frage, ob diese Begriffscorrelate sich wirklich nur im Sprecher bilden. Ich kann hier nichts thun, als auf meine eigene Erfahrung, eine wiederholte und peinliche Selbstbeobachtung mich berufen. Nur darf man sich nicht durch eine naheliegende Störung täuschen lassen. Wenn man das Wort selbst ausspricht, so ist man ebensogut Sprecher wie Hörer. Aber auch, wenn man von anderen eigens zu diesem Zwecke einzelne, abgerissene Worte aussprechen liesse, so läge kein *experimentum crucis* vor. Man spricht dann einfach leise mit; und überdies ist es von vorneherein ausgeschlossen, dass man ein solches, künstlich aus dem Zusammenhang gerissenes Wort verstehen, d. h. die entsprechende Einzelvorstellung bilden könnte. Aber im wirklichen Gespräche habe ich als Hörer solche, an einzelnen Worten haftende Begriffscorrelate nicht constatieren können.

Und auch eine doppelte Erklärung scheint mir nicht fernzuzuliegen. Dem Hörer fehlen die Innervationsgefühle, welche erst die Association zu einer wirklich innigen und gleichzeitigen machen. Während ich noch vorstelle, innerviere ich schon. Aber beim Hören ist meine Aufmerksamkeit auf Laut und Vorstellung nacheinander gerichtet. Zum Entstehen einer »Complication« aber ist ein Neben-

einander der Elemente erforderlich. Zweitens aber: das Hören und Verstehen erfordert eine gewisse Anstrengung, eine geistige Thätigkeit, und diese allein dürfte hinreichen, um etwaige, sich vordrängende inhaltsarme Associationen zurückzuweisen.

7. Es könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob nicht solche unbestimmte Vorstellungsreste sich auch bilden können, ohne dass überhaupt gesprochen würde. Und dieses ist, was wenigstens die optische Seite des Phänomens angeht, zu bejahen. Ich erinnere an die citierte Stelle von Descartes, verweise auch auf eine ausführliche Darlegung bei Taine[1]) und endlich auch zurück auf das im I. Abschnitte über Huxleys Vergleich mit den Galton'schen Typen-Photographien Bemerkte. Hiemit nähern wir uns der berüchtigten Frage: Conceptualismus oder Nominalismus? Und auf den ersten Blick sieht es aus, als ob die beigebrachten Thatsachen und Zeugnisse den Conceptualismus zu stützen geeignet wären. Dessen Hauptlehre gibt Locke folgendermaßen[2]): »*Words become general by being made the signs of general ideas; and ideas become general by separating from them the circumstances of time, and place, and any other ideas, that may determine them to this or that particular existence... Wherein they make nothing new, but only leave out of the complex idea they had of Peter or James ... that which is particular to each, and retain only, what is common to them all.*« Und wenn es nun wirklich möglich wäre, im Sinne jener Photographien typische Vorstellungen herzustellen, in denen die gemeinsamen Züge aller Individuen hervortreten, die abweichenden aber bis zur Unkenntlichkeit verblasst sind, dann läge es wohl nahe zu sagen: »Eben mit diesen allgemeinen Vorstellungen sind die abstracten Worte associiert. Im Geiste des Sprechers lösen sie die Worte aus, um im Geiste des Hörers wieder von ihnen ausgelöst zu werden.« Allein diese Annahme scheitert an einer doppelten Unmöglichkeit.

Erstlich sind diese Vorstellungsreste viel zu unbestimmt und enthalten auch viel zu viel Einzelnes, um im Abstracten alle Individuen vertreten zu können. Man stelle sich nur das dürftige Gebilde vor, welcher der »Baum« an sich repräsentiert: ein Stamm mit Rinde und ein paar Verzweigungen mit Astansätzen, in grüne Farbe auslaufend: das ist alles; Nadeln oder Blätter dürfen nicht daran sein, und dieser dürftige Rest, auch er enthält zu wenig und

---

[1]) Taine, a. a. O. II, pag. 241 ff.

[2]) Locke, a. a. O. III, 3, 6—7.

auch zu viel, weil er doch schon eine gewisse Größe etc. voraussetzt. Unmöglich könnten an ihm die allgemeinen Eigenschaften aller Bäume aufgezeigt werden.

Zweitens aber: in sehr vielen Fällen kann auch dieser dürftige Durchschnitt nicht zustande kommen. Ueberall nämlich, wo das Gemeinsame nicht in einer sinnlich wahrnehmbaren Qualität, sondern in einer gleichen Relation besteht. Niemand kann sich »ein Paar« an sich vorstellen. Denkt er auch nur an zwei unbestimmte Farbenkleckse, so ist dies eine reine Einzelvorstellung, und nur an dieser, sowie an allen anderen Einzelvorstellungen desselben Begriffes findet sich die gemeinsame Relation. Da wir aber von einem Paar ebenso bestimmt und deutlich reden können wie von einem Baum, so folgt schon hieraus, dass es nicht eine solche vage und allgemeine Vorstellung sein kann, mit der das abstracte Wort associativ verbunden ist. Was aber ist es?

Der Nominalismus ertheilt die richtige Antwort. Auch abstracte Worte, so lehrt er, sind mit den einzelnen Individualvorstellungen der Gattung verknüpft. »*Universal,*« sagt Hobbes[1]), »*is not the name of anything actually existing, as if besides all single men there existed man in general . . ., nor is it the name of any idea or fantasm formed in the mind, but it is always the name only of some word or name. What corresponds to the general name in the world of reality is the multitude of similar individual things, of each of which it is the name.*« Also auch bei abstracten Worten steht es so, dass die Vorstellungen des Sprechers sowohl, als auch des Hörers Einzelvorstellungen sind. Das allgemeine Wort ist lediglich ein Vehikel, das die Einzelvorstellung des Sprechers auf den Hörer überträgt, und auch das wurde schon gezeigt, dass diese beiden Einzelvorstellungen nicht gleich zu sein brauchen. So sagt Hume[2]): »*The image of the mind is only that of a particular object, tho' the application of it in our reasoning be the same as if it were universal. . . . The hearing of that name revives the idea of one of these objects, and makes the imagination conceive it with all its particular circumstances and proportions . . . the word not being able to revive the idea of all those individuals.*«

8. Hobbes aber fährt an der angeführten Stelle fort: »*What answers to it (the general name) in the mind is the image or fan-*

[1]) Hobbes bei Robertson, a. a. O. pag. 84.

[2]) Hume, *Human nature.* I, part 1, sect. VIII.

tasm of some one of the resembling things so designated; but it may be any one; as when a painter in drawing the portrait of a man in general, though he may choose what man he pleases, must needs choose some one of those that are, have been, or may be, none of whome are universal.«

In demselben Sinne hatte schon Aristoteles gesagt[1]: »*Συμβαίνει γὰρ τὸ αὐτὸ πάθος ἐν τῷ νοεῖν ὅπερ καὶ ἐν τῷ διαγράφειν. ἐκεῖ τε γὰρ οὐδὲν προσχρώμενοι τῷ τὸ ποσὸν ὡρισμένον εἶναι τὸ τριγώνου, ὅμως γράφομεν ὡρισμένον κατὰ τὸ ποσὸν, νοεῖ δ᾽ οὐχ ᾗ ποσόν.*« Und fast dasselbe Beispiel führt Berkeley[2]) an: »*To make this plain by an example, suppose a geometrician is demonstrating the method of cutting a line into two equal parts. He draws for instance a black line of an inch length, this, which in itself is a particular line, is nevertheless with regard to its signification general, since, as it is there used, it represents all particular lines whatsoever . . .«*

Im einzelnen muss noch Folgendes bemerkt werden: wir haben gesehen, dass in der angegebenen Weise eine Einzelvorstellung das abstracte Wort vertreten kann. Es wird aber der Mensch bei längerer, andauernder Beschäftigung mit einem Begriffe fast sicherlich die Gewohnheit annehmen, diesen Begriff durch eine bestimmte, wenn auch beliebige Einzelvorstellung repräsentiert sein zu lassen. Insbesondere werden in solcher Weise compliciertere Abstractionen ihre ständigen anschaulichen Repräsentanten besitzen. Beim Rechnen z. B. werden gewisse räumliche Bilder den Zahlenbegriff vertreten.

Insbesondere gilt das Gesagte von wissenschaftlichen Begriffen. Deren Entstehung haben wir so zu denken, dass das einzelne Wort, welches ursprünglich nur alle Individuen einer Classe bezeichnet, dann im Verlaufe der Entwicklung dazu verwendet wird, als Bezeichnung für alle diesen Individuen gemeinsamen Merkmale zu dienen, und so, als wissenschaftlicher Begriff, schließlich nicht mehr Dinge, sondern Qualitätscomplexe zu vertreten. Oder um die Terminologie J. St. Mills zu gebrauchen: die ursprüngliche Denotation von Individuen einer Classe geht später in die Connotation von gemeinsamen Eigenschaften dieser Classe über. Aus dem Gesagten ist aber auch klar, dass solche wissen-

---

[1]) Aristoteles, *Περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως*, c. I, pag. 449 b, 31 ff.

[2]) Berkeley, a. a. O., sect. XII.

schaftliche Begriffe ideale Gegenstände des Denkens sind, an sich aber der Anschaulichkeit entbehren.

Dennoch wird sich das Bedürfnis nach einer anschaulichen Repräsentanz geltend machen. Und da wird sich ein ähnlicher Vorgang abspielen, wie er sich bei Entstehung der Substantiva abgespielt hat. Wie nämlich »Mensch« ursprünglich der »Denkende«, »Wolf« der »Zerfleischende« heißt[1]), so wird auch hier irgend ein »herrschendes Element« des betreffenden Qualitätencomplexes herausgegriffen und durch entsprechende Ergänzungen veranschaulicht werden. Auch soll die Möglichkeit nicht geleugnet werden, dass, wo dies der Natur der Dinge nach möglich ist, mehrere solche herrschende Elemente in eine Anschauung vereinigt werden können und so ein anschauliches Gebilde unter Umständen sich ergeben kann, das mit der allgemeinen Vorstellung der Conceptualisten einige Ähnlichkeit besitzt. So mögen etwa gewisse Theile des Skelettes und gewisse Arten der Behaarung, mit den nothwendigen Ergänzungen, dem Zoologen den Begriff einer Thierspecies veranschaulichen. Nun aber entsteht die Frage, wieso man auf Grund einer Einzelvorstellung denken kann, ohne durch jene Einzelheiten, die gerade dieser Einzelvorstellung eigenthümlich sind, beirrt zu werden? Hiefür scheint es zunächst einer Erklärung zu bedürfen.

Schon Aristoteles hatte gesagt, der Geometer zeichne zwar sein Diagramm in einer bestimmten Größe, denke es aber ohne Rücksicht auf diese Größe — *νοεῖ δὲ οὐχ ᾗ ποσόν*. Ebenso sagt Hume[2]): »*All abstract ideas are really nothing but particular ones, considered in a certain light.*« Und das ist von Neueren, z. B. von Meinong, als eine Concentration der Aufmerksamkeit auf die gemeinsamen Merkmale bezeichnet worden. Ich glaube nicht, dass diese Erklärung sehr tauglich ist, ihre Aufgabe zu erfüllen. Denn um, während ich das Einzelding im Geiste betrachte, meine Aufmerksamkeit auf die Gattungsmerkmale zu concentrieren, müsste ich sie ja schon kennen, und wäre das der Fall, dann brauchte ich wirklich keine Einzelvorstellung, sondern es würde genügen, wenn der Name der Gattung mit einem gewissen Complex von Merkmalen associiert wäre, was wir eben als unrichtig erkannt haben, da die Worte nicht Complexe von Merkmalen bezeichnen, sondern alle jene Individuen, die diese Merkmale an sich tragen.

---

[1]) Max Müller, a. a. O. pag. 417 ff.; Wundt, pag. 46 ff.

[2]) Hume, a. a. O. I, p. 2, sect. III.

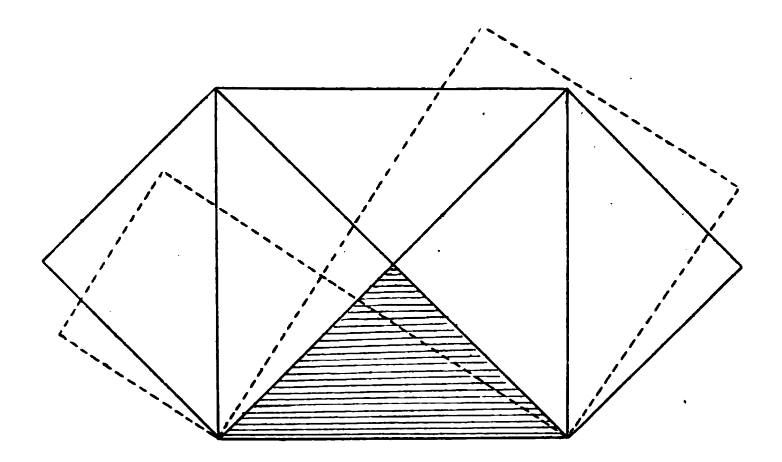
Die zweite Erklärung geht eben davon aus, dass, wie Berkeley sagte, der Name es sei, der »*denotes the various particular lines indifferently to the mind*«. Und Hume selbst versteigt sich sogar zu folgenden Sätzen[1]: »*But the production of all the ideas, to which the name may be applied, is in most cases impossible; we abrigde that work by a more partial consideration, and find but few inconveniences to arise in our reasoning from that abridgement. For this is one of the most extraordinary circumstances in the present affair, that after the mind has produced an individual idea, upon which we reason, the attendant custom, revived by a general or abstract term, readily suggests any other individual, if, by chance, we form any reasoning, that agrees not with it.*« Nun will ich nicht leugnen, dass dieser ausserordentliche Umstand ein hocherfreulicher — wäre, nur kann ich ihn durchaus nicht gelten lassen. Und so komme ich endlich dazu, unsere Frage selbst zu beantworten. Meine Antwort lautet: es ist nicht wahr, dass wir durch die Einzelvorstellungen in unseren allgemeinen Überlegungen nicht beirrt werden. Im Gegentheil, gerade die Gefahr, dass wir, was nur einigen Individuen eigenthümlich ist, für eine Qualität der Gattung zu nehmen geneigt sind, also die Gefahr vorschneller Generalisation, besteht in höchstem Grade. Es ist auch nicht wahr, dass wir eine eigene merkwürdige Fähigkeit haben, die uns alle *instantias a contrario* gerade zur rechten Zeit automatisch ins Gedächtnis ruft. Wo blieben dann die ungezählten unvollständigen Inductionen Gelehrter sowohl als Laien? Ich will zunächst ein Beispiel geben, das mir in hohem Maße lehrreich erscheint. Schopenhauer[2]) sagt: »Ich kann mich nicht entbrechen, nochmals die . . . Figur herzusetzen, deren bloßer Anblick ohne alles Gerede von der Wahrheit des Pythagoreischen Lehrsatzes 20mal mehr Überzeugung gibt, als der euklidische Mausefallenbeweis.« Diese Figur folgt umstehend. Und Schopenhauer übersah dabei, dass diese Figur nur für ein gleichschenkeliges rechtwinkeliges Dreieck giltig ist. Hätte er die Katheten ungleich genommen, so wäre die von mir punktierte Figur entstanden, die für das Verständnis des Pythagoreischen Lehrsatzes so gut wie nichts leistet. Warum also regte sich in ihm nicht jene wunderbare Fähigkeit? Warum führte ihm die »begleitende Gewohnheit« nicht jenen

---

[1]) Hume, a. a. O. p. 1, sect. VII.

[2]) Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel etc., pag. 139.

punktierten Fall zu? Einfach, weil es dergleichen gar nicht gibt. Vielmehr, wer sich der Allgemeinheit solcher, von einem Einzelfall abgezogener Regeln versichern will, muss mit Sorgfalt und Mühe alle möglichen Einzelumstände abändern und sehen, ob nicht eine dieser Abänderungen die Bedingungen seines Beweises zunichte macht. Und dies ist eine so allgemeine Erfahrungsthatsache, dass ich gar keine allgemeinere zu nennen wüsste. Zur Aufstellung allgemeiner Sätze ist Sorgfalt und Ausdauer nothwendig. Dies sind jene »Unbequemlichkeiten« des »abgekürzten Verfahrens«, die Hume leugnete, womit nicht gesagt ist, dass dieses Verfahren einem anderen sichereren weichen könnte. Hume selbst aber war eben ein gewiegter Denker, und als solchem war ihm die Gewohnheit, die möglichen



instantias a contrario zu bilden, so sehr zur zweiten Natur geworden, dass er diesen nur mühsam angewöhnten Process für einen natürlichen und automatischen nahm.

9. Wir haben nun die Entwickelung des Begriffes verfolgt bis zu jener Stufe, wo er, der ursprünglich ein Erzeugnis der Sprache, der Mittheilung, also des geistigen Verkehrs Mehrerer ist, wieder zurückkehrt in den Einzelnen, aus dem er gekommen. Diese Fortbildung bleibt ihm noch übrig. Wir haben gesehen, wie es der Zwang der Mittheilung, der Verständigung war, der zunächst dazu führen musste, viele ähnliche Dinge unter einem Worte zusammenzufassen, einem Worte, das im Sprecher von einer bestimmten Einzelvorstellung ausgelöst wird, und im Hörer wiederum eine solche auslöst, wir haben gesehen, wie sich im Sprecher anschauliche Be-

griffscorrelate bilden, die leicht dazu verführen könnten, das Denken als ein Denken in allgemeinen Vorstellungen anzusehen, wie aber das wesentliche Element dieses Denkens eben doch die Einzelvorstellungen in beiden Mitunterrednern sind. Nun kommt aber zweifellos bald eine Epoche, wo das abstracte Denken nicht nur im dialogischen Verkehr, sondern auch im Hirn des Einzelnen vor sich zu gehen beginnt. Ich rede hier nicht von jenem anschaulichen Denken in concreten Einzelvorstellungen, das gewiss auf der frühesten Stufe möglich ist, sondern von dem Denken in Begriffen. Dass es ein solches Denken gibt, wird nicht zu bestreiten sein. Welcher Art aber ist es? Ein Denken in Einzelvorstellungen soll und kann es nach der Definition nicht sein. Ein Denken in anschaulichen Begriffscorrelaten kann es ebensowenig sein, da solche nur im Anschlusse an das Wort auftreten. Es bleibt also nur anzunehmen, dass es sich um ein Denken in Worten, in »allgemeinen Namen« handelt. So ist es auch von den Nominalisten stets gelehrt worden. Aber ehe ich auf dieses Gebiet eingehe, muss ich vorweg bemerken, dass ich zwar das Vorkommen eines solchen Denkens in allgemeinen Namen zugebe, dessen Bedeutung jedoch wesentlich niedriger veranschlage, als das sonst zu geschehen pflegt. Hierüber soll der 5. Abschnitt eingehend handeln. In Hinblick auf diese künftige Erörterung will ich hier lediglich die psychologische Fundirung eines solchen Denkens geben, das z. B. J. St. Mill für des alleinige hält, wenn er sagt [1]): »Wir denken in allgemeinen Namen, nicht in Begriffen.«

Das Wesen der Sache legt Berkeley [2]) dar: »*And a little attention will discover, that it is not necessary (even in our strictest reasonings), significant names should, everytime they are used, excite in the understanding the ideas, they are made to stand for: in reading and discoursing names being, for the most part, used as letters in algebra, in which, though a particular quantity be marked by each letter, yet to proceed right it is not requisite, that in every step each letter suggest to our thoughts that particular quantity it was appointed to stand for.*« Hieraus geht aber deutlich hervor, wie unvollständig jene nominalistischen Definitionen sind, wie z. B. Taine eine gibt [3]), wenn er sagt: »Diese Worte . . . haben eine doppelte Eigenschaft, in uns die Bilder von Individuen einer bestimmten Classe und nur dieser Classe wachzurufen, und anderseits die Eigenschaft,

[1]) John St. Mill, a. a. O. pag. 389.
[2]) Berkeley, a. a. O. s. XIX in fin.
[3]) Taine, a. a. O. I, 35, II, 244.

allemal erweckt zu werden, wenn ein Individuum dieser Classe, und nur dieser Classe, sich unserer Erinnerung oder Erfahrung darbietet.« Wäre dem so, dann wäre ein allgemeiner Name, der keinen Einzelvorstellungen entspricht, nichts als Schall und Rauch. In Wahrheit beruht die Brauchbarkeit allgemeiner Namen zum Behufe des begrifflichen Denkens gerade darauf, dass sie unter einander Associationen eingehen, welche denen der von ihnen repräsentierten Einzelvorstellungen entsprechen. Auf diese Weise wird, mit Berkeley zu sprechen [1]), eine begriffliche Algebra geschaffen, ein System oder Netz von Vorstellungssymbolen, in das jeder bekannte Name sich einfügt, dessen Beziehungen zu anderen Begriffen dann mühelos und gleichsam mechanisch oder automatisch, bloß nach den fertigen Associationen, ohne auf die wahren Beziehungen der Einzelvorstellungen zu recurriren, festgestellt werden können. Hiezu vgl. Wundt [2]): »Wer den Begriff »Hund« dem Begriffe »Thier« unterordnet, der denkt sich die Beziehungen der Gedanken überhaupt nicht mehr in anschaulicher Form, sondern die Worte sind ihm zu Vertretern zahlloser Gedankenverbindungen geworden, die alle zum Gebrauche des Bewusstseins bereit liegen, ohne dass nur eine einzige unmittelbar anschaulich würde (?).« Aber schon an dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass ebensowenig, wie eine algebraische Rechnung, z. B. eine Ansatzgleichung, über die Beziehungen der wirklichen Dinge etwas neues, d. h. etwas, das in der Ansetzung nicht vorausgesetzt war, ermitteln kann, ebenso auch dieses Denken in reinen Worten nicht einen neuen Gedanken über die wirklichen Dinge ergeben kann. Auch will ich vorgreifend andeuten, dass meines Erachtens bei diesem begrifflichen Denken auch die anschaulichen Correlate eine nicht unwichtige Rolle spielen: zur Vermittlung nämlich zwischen Worten und Einzelvorstellungen. Wenn ich z. B. »1793« denke, so denke ich keineswegs alle Ereignisse dieses Jahres mit; aber es haftet an dem Worte eine allgemeine Gefühls- und Stimmungsnuance, die sich ungefähr mit dem Begriffe »*terreur*« deckt, und die sehr geeignet ist, mir die einzelnen Ereignisse der Schreckenszeit in Erinnerung zu bringen, durch eine innigere Association, als sie das Lernen von Daten für bestimmte Ereignisse zuwege gebracht hätte.

Dass das Denken, wenn es einmal auf dieser Entwickelungsstufe angelangt ist, leicht von dem Sprechen und Hören zwischen

---

[1]) Vgl. Schopenhauer, I, pag. 121.

[2]) Wundt, a. a. O. pag. 75.

Mehreren in das stille, lautlose Denken des Einsamen übergehen kann, leuchtet ohne Weiteres ein: es ist dann eben ein Denken in Wortvorstellungen, ob man nun diese in erster Linie als Gehörsvorstellungen oder Innervationsvorstellungen auffassen möge.

10. Ich fasse das in diesem Abschnitte Gewonnene kurz zusammen.

Wir sahen, wie das Wort um des Verständigungszwanges und der mangelnden Unterscheidungsgabe willen allgemein wird, d. h. ein Vehikel, das die anschauliche Einzelvorstellung des Sprechers zum Hörer hinüberträgt, ohne dass beide im Einzelnen einander entsprechen müssten; wie auch abstracten Worten ursprünglich anschauliche Einzelvorstellungen entsprachen; wie im Geiste des Sprechers anschauliche Begriffscorrelate entstanden; wie endlich auch ein unanschauliches Denken ermöglicht wurde. So haben wir erkannt, dass alle diese Formen des Denkens unmöglich wären ohne das Vorausgehen der Sprache.

Wir haben auch eine zwischen Conceptualismus und Nominalismus vermittelnde Anschauung gewonnen. Wir konnten das Vorkommen allgemeiner Vorstellungen nicht leugnen, sprachen ihm aber jede weittragende Bedeutung für das Denken ab, da wir ihre Bindung an Worte aufzeigten; anderseits mussten wir ein Denken in allgemeinen Worten constatiren, behaupteten aber vorgreifend, dass es nicht die wichtigste Form des Denkens sei.

Die Hauptfrage konnten wir aber hier noch nicht entscheiden, bloß formulieren. Sie lautet: Denken wir in anschaulichen Einzelvorstellungen oder in allgemeinen Worten? Ehe wir zu ihrer Beantwortung schreiten können, müssen wir aber erst die höheren Formen des Denkens, Urtheil und Schluss, betrachten.

— — —

III. ABSCHNITT.

Satz und Urtheil.

1. Dass eine Einzelvorstellung durch ein Wort vom Sprecher auf den Hörer übertragen werden könne, dies setzt eines voraus: dass nämlich die betreffende Einzelvorstellung zu einer Classe gehöre, die durch ein bestimmtes einzelnes Wort bezeichnet wird. Nun ist es aber klar, dass nicht alle anschaulichen Vorstellungen des von uns so oft herbeigezogenen Einzelnen dieser Voraussetzung überhaupt entsprechen können. Denn um dies zu können, müssten sie folgender Bedingung genügen: sie müssten ständige, in unserer Erfahrung häufig wiederkehrende sein. Dies aber ist — soweit der Gesammtinhalt unseres Bewusstseins in Frage kommt — fast niemals der Fall. Unser Bewusstsein ist in Wahrheit nicht mit einzelnen, sich gleichbleibenden Gegenständen erfüllt, sondern es umfasst mit einem Blicke eine Menge von Einzeldingen, und diese Einzeldinge befinden sich in unablässig veränderlichen Zuständen.

Wir wollen folgendes Beispiel der Erörterung zu Grunde legen. C begegnet auf dem Hauptplatze einer kleinen Stadt dem D, A war Zeuge dieser Begegnung und wünscht dem B davon Mittheilung zu machen. Seiner Erinnerung steht dieser ganze Vorgang als eine einzige anschauliche Vorstellung vor Augen. Er sieht im Geiste, was er vorher wirklich gesehen, den Hauptplatz mit seinem Pflaster und seiner Häuserumrahmung, darauf den D und den C, aufeinander zugehend und sich die Hände schüttelnd. Wie soll er diese einheitliche anschauliche Vorstellung in der Phantasie des B wachrufen? Ein einziges Wort ist offenbar hiezu untauglich. Denn es gibt kein Wort, das diesen einmaligen, vielleicht noch nie dagewesenen Vorgang bezeichnen würde. Wohl aber lässt sich diese

Gesammtvorstellung in Elemente zerlegen, deren jedem ein bestimmtes, allgemein verständliches Wort entspricht. Diese einzelnen Worte werden in dem B die entsprechenden einzelnen Vorstellungen erwecken, und indem nun dieser die einzelnen Vorstellungen selbstthätig zu einer Gesammtvorstellung vereinigt, wird er seinerseits eine einheitliche und anschauliche Gesammtvorstellung gewinnen, die derjenigen des A in allen wesentlichen Punkten vollinhaltlich entspricht. Diese einzelnen Worte aber müssen nothwendig zeitlich aufeinander folgen. Sie mögen in unserem Falle etwa lauten: C ist begegnet, auf dem Hauptplatz, dem D. Das Wesen dieser Vorgänge besteht also darin: der Sprecher zerlegt eine Gesammtvorstellung, die wir mit Rücksicht auf ihre Zerlegbarkeit auch eine zusammengesetzte nennen können, in eine zeitlich ablaufende Reihe von Einzelvorstellungen, deren jede durch ein Wort äusserlich vertreten wird, und so entsteht eine Kette von Worten, ein Satz; im Hörer ruft jedes dieser Worte eine entsprechende Einzelvorstellung hervor, er combiniert diese aufeinanderfolgenden Einzelvorstellungen zu einer gleichzeitigen Gesammtvorstellung, welche der des Sprechers wesentlich congruent ist. So können wir auch hier einen doppelten Process beobachten: einen analytischen im Sprecher — das Mittheilen —, und einen synthetischen im Hörer — das Verstehen.

2. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Ergebnis. Verstehen, so sagten wir, ist ein synthetischer Process im Hörer; es ist die Umwandlung eines Wort-Nacheinanders in ein Vorstellungs-Nebeneinander; es heißt, die aufeinanderfolgenden Theile einer Rede in nebeneinander bestehende Theile einer einheitlichen Vorstellung umsetzen. Dass dies überhaupt möglich ist, müssen wir wohl als eine letzte Thatsache, als ein psychologisches Grundgesetz ansehen. Seine Eigenart und Bedeutsamkeit wollen wir hier in Kürze erläutern.

Zunächst ist diese Thätigkeit eine höhere, geistige Function, es ist — mit der entsprechenden zerlegenden Thätigkeit — die wahre und eigentliche Urtheilsfunction. So wie wir im müden und abgespannten Zustande Worte hören können, ohne sie aufzufassen, d. h. so wie Worte an uns stumpf abprallen können, ohne uns zur Bildung der entsprechenden Vorstellung anzuregen, so können wir auch in ähnlichen Zuständen geringeren Grades Sätze hören und die einzelnen Worte auffassen, ohne den Sinn des Satzes zu verstehen, d. h. ohne aus den einzelnen Theilvorstellungen eine neue Gesammtvorstellung zu bilden. Was heißt es denn anders, wenn

wir einen gehörten oder gelesenen Satz »nicht verstehen«? Fast immer fassen wir den Sinn der einzelnen Worte, aber oft sind wir nicht im Stande, sie in einer solchen Weise zusammenzufassen, dass wir jenes Gesammtbild herstellen könnten, das dem Sprecher oder Schreiber vorschwebte.

Aber unter pathologischen Bedingungen kann auch diese Urtheilsfunction grösstentheils schwinden, ohne dass doch die niedrigeren geistigen Fähigkeiten geschwächt wären. Ich erinnere mich, auf einer psychiatrischen Klinik einen Paralytiker im Stadium der beginnenden Demenz gesehen zu haben. Derselbe konnte die Namen der Monate mit der grössten Leichtigkeit von vorn nach rückwärts hersagen, aber auch mit der größten Anstrengung nicht von rückwärts nach vorne. Ich kann mir diese Erscheinung nur so erklären: die Namen der Monate und ähnlicher Systeme bilden bei den meisten normalen Menschen ein räumliches Gebilde; wir denken das System räumlich angeordnet. Bei mir z. B. ist es ein Kranz in nachstehender Ordnung:

• Januar
December • • Februar
November • • März
October • • April
September • • Mai
August • • Juni
• Juli

Andere Personen, die ich diesbezüglich befragte, gaben andere Figuren an. Bei einigen hat der Kreis die umgekehrte Richtung, so dass der Fortschritt der Monate sich entgegengesetzt der Zeigerbewegung einer Uhr vollzieht. Andere gaben Halbkreise und sogar Stücke von Polygonen an, noch andere gerade Linien, sei es vom Subjecte fortstrebend, oder, was recht häufig zu sein scheint, schief nach aufwärts. (Ich komme auf die Einzelheiten im 5. Abschnitte zurück.) Allen gemeinsam aber ist, dass diese räumlichen Gebilde mit einem Blick überschaut werden können, in dem Sinne fest sind, dass sie sich nicht verändern, nicht zerfliessen, wenn die Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Glied des Systems concentriert wird. Auf diese Weise kann dann die Reihenfolge der einzelnen Namen wie von einer Scala abgelesen werden, und diese Ablesung kann dann fast ebenso leicht von rückwärts nach vorne, als umgekehrt geschehen. Ich sage f a s t, denn in der letzteren Richtung tritt die Association unterstützend hinzu, die sich wohl noch aus

der Zeit herschreibt, da wir die Monate in ihrer natürlichen Reihenfolge auswendig lernten, während eine solche mechanische Association in umgekehrter Richtung nicht besteht. Der Paralytiker nun, so meine ich, hat jene höhere Fähigkeit, die locale, also simultane Ordnung und Ueberschauung complexer Vorstellungsgebilde, schon verloren, und geblieben ist ihm nur jene oberflächliche, mechanische Association der Namen, die den Sinn nicht mehr verstehen lässt. So zeigt sein Beispiel, dass diese beiden Fähigkeiten von Grund aus verschieden sind.

Aber unsere Erklärung des Verstehens bewährt sich nicht nur bei einzelnen Sätzen, sondern auch bei ungleich umfangreicheren Gedankenverbindungen. So sagt z. B. Schopenhauer in der Vorrede zur »Welt als Wille und Vorstellung«[1]), dieses ganze Werk sei nichts als die Ausführung eines einzigen Gedankens. Das Wort »Gedanke« dürfte hier nicht gar glücklich gewählt sein. Denn auf einen einzigen Gedanken wird wohl kaum jemand alle die Erörterungen über subjective Bedingtheit der Welt, Primat des Willens Präponderanz des Übels, Bejahung und Vereinung des *principii individuationis* zurückführen können. Wohl aber werden sie alle zusammen ein einziges, einheitliches Welt-Bild ergeben, wie es etwa, wenigstens in seinen optischen Bestandtheilen, ein bedeutender Künstler als Titelvignette entwerfen möchte. Die ruhige Majestät der unbelebten Natur, das unendlich vielfältige Keimen, Rauschen Blühen und Verwesen der Pflanzen, die ohne Rast hastende und jagende Welt der Thiere und Menschen — alles zusammengehalten durch das einheitliche Gefühl von dem brünstig regsamen Willen, der sich doch alsbald wieder in drückende und peinliche Erschlaffung auflöst. Ein derartiges Weltbild, eine derartige Weltanschauung, wie die Sprache treffend und malerisch sagt, wollte Schopenhauer mittheilen; seine Zerlegung ergibt die 4 Bücher der »Welt als Wille und Verstellung«. Denn[2]) »ein Buch muss eine erste und eine letzte Zeile haben und wird insofern einem Organismus sehr unähnlich bleiben, so sehr diesem ähnlich sein Inhalt sein mag«. Und zu einem derartigen Bilde setzen sich die vier Bücher im Geiste des verständnisvollen Lesers wieder zusammen.

Und ist denn nicht jedes lyrische Gedicht im gleichen Falle? Was bringt denn etwa Goethes »Über allen Wipfeln ist Ruh'« etc.

---

[1]) Schopenhauer, Ges. Werke, II, pag. VIII.

[2]) Schopenhauer, a. a. O. pag. IX.

in der Seele des Hörers anderes hervor als ein bestimmtes Gesichtsbild, ein bestimmtes Gehörsbild, beide innig verschmolzen mit einem bestimmten Gefühl? Das eigentliche Kunstwerk ist der zu erzeugende Seelenzustand des Hörers, der des Dichters ist das Modell, und jede einzelne Zeile, jedes einzelne Wort entspricht dem Meißelschlage, der die plastische Vorstellung des Hörers immer feiner und feiner herausarbeitet, sie durch Hinzufügen immer neuer Nuancen dem Modelle immer genauer anzugleichen sucht! Doch kehren wir von diesen erläuternden Abschweifungen zum Ausgangspunkte zurück.

3. Neben der oben citierten Stelle in Schopenhauer kann ich noch aus mehreren anderen Autoren Sätze beibringen, in welchen das Urtheil ähnlich, wie hier geschehen ist, erklärt wird. Zunächst citiere ich Steinthal[1]: »Es ist überhaupt hervorzuheben, dass die Zusammenstellung zweier Wörter nicht zuerst in dem Sinne stattfindet, um Subject und Prädicat zu scheiden, sondern um die in einer Anschauung begriffenen Personen oder Dinge besonders auszudrücken.« Ähnlich Waitz[2]: »Das sinnlich anschauliche Bild kann unserer Auffassung wie mit einem Schlage gegeben oder von uns reproduciert werden, wogegen der sprachliche Ausdruck stets zur Zergliederung desselben genöthigt ist.«

Am allermeisten stimmt vielleicht Sigwart in ein paar gelegentlichen Bemerkungen mit meiner Auffassung überein. Er sagt z. B.[3]: »Drücke ich eine von mir gemachte Wahrnehmung in den Worten aus: Das Schloss brennt, so ist mein Ausgangspunkt das Bild des brennenden Schlosses; in diesem erkenne ich die bekannte Gestalt des Gebäudes und die aus demselben schlagenden Flammen; indem ich diese beiden Elemente zuerst unterscheide und dann im Satze vereinige, beschreibe ich, was ich sah. Wer meinen Satz hört, muss erst die für ihn durch die beiden Wörter erweckten, bisher getrennten Vorstellungen vereinigen, und erst dadurch hat er am Schlusse die Vorstellung, von der der Sprechende ausgegangen war.« Dann wieder[4]: »Was der Wahrnehmung gegeben ist, ist . . . das laufende Pferd, das zunächst ungeschiedene Ganze zerlegen wir aber, indem wir von der Vorstellung des Subjects die . . . Thätigkeit aussondernd unterscheiden. . . . Indem wir diese beiden Elemente in unserer

---

[1]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. I, pag. 399.

[2]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. I, pag. 272.

[3]) Sigwart, Logik. I, pag. 26.

[4]) Sigwart, a. a. O. pag. 70, 71.

Aussage vereinigen, drücken wir eben das Gesehene aus. . . . Die Voraussetzung des Urtheils ist also eine Analyse; das Urtheil selbst vollzieht die Synthese der verschiedenen Elemente.« Endlich noch [1]: »Wer etwa in einer Beschreibung mein Urtheil (Die Rose ist gelb) hört, vollzieht eine Synthesis, indem er zu dem Bild, das ihm das Wort Rose erweckt, die besondere Bestimmtheit der Farbe hinzufügt. Ich aber . . . habe meine Subjectsvorstellung analysiert.« [2])

Wundt aber ist es, dessen Auffassung sich mit der unserigen auf den ersten Blick am engsten zu berühren scheint. Und doch ist dies nur ein Schein. Denn 1. vernachlässigt er die Trennung von Sprecher und Hörer und scheint anzunehmen, dass auch der Einzelne infolge der Enge seines Bewusstseins das Bedürfnis haben müsste, die einzelnen Theile seiner Gesammtvorstellung nach einander »in den Blickpunkt seines Bewusstseins« treten zu lassen, um sie so »successive zu appercipieren«, und 2. gleitet ihm die anschauliche Trennung einer Gesammtvorstellung unmerklich hinüber in die Scheidung ihrer begrifflichen Elemente. Ich lasse deshalb zunächst einige Stellen aus dem ersten Band seiner Logik ohne Commentar folgen. Er sagt [3]: Des Bewusstseins »Horizont ist schon deshalb ein enger, weil es diese einfachen Vorstellungen immer nach einander sich vergegenwärtigen muss, um sie zu Totalitäten zusammenzufügen«. Ferner [4]: »*Homo* und *Fero* sind beides Worteinheiten. . . . Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass bei dem Begriffe nur eine einzige herrschende Vorstellung sich aussondert, während . . . (beim Urtheil) zwei herrschende Vorstellungen erforderlich sind. . . . Wie sich in meinem Bewusstsein ein Bild des Menschen gebildet hat, so die Vorstellung einer von ihm selbst getragenen Last. . . . Treffend bezeichnet das deutsche Wort Urtheilen den . . . Vorgang. Es handelt sich hier wirklich um ein ursprüngliches Theilen der Vorstellungen. . . . Immer werden innerhalb . . . (der Gesammtvorstellung) zwei Vorstellungen unterschieden, die durch die Gesammtvorstellung, von der sie sich abheben, . . . in Beziehung gesetzt sind (?).« Weiter [5]: »In unserem Denken gibt es daher vor allem zwei Momente, wo wir einen zusammengesetzten Gedanken ganz überblicken. Der Moment vor und der

---

[1]) Sigwart, a. a. O. pag. 138.
[2]) Vgl. Sweet, *Logic and grammar,* pag. 489 ff. bei Romanes, pag. 316.
[3]) Wundt, Logik, pag. 33.
[4]) Wundt, Logik, pag. 50.
[5]) Wundt, Logik, pag. 52.

Moment nach der Zerlegung desselben. Dort steht er dunkler, hier klarer vor unserem Bewusstsein. Während des Ablaufes bleibt er uns zwar gegenwärtig, doch tritt er hinter den gerade appercipierten Elementen in die Dunkelheit zurück und bleibt nur stark genug, um das vereinende Band zu bilden, das den Zusammenhang lebendig erhält.« Endlich[1]: »Treffender als durch die Formel einer Verbindung von Vorstellungen zur Einheit wird also das Urtheil definiert werden als eine Zerlegung eines Gedankens in seine begrifflichen Bestandtheile.«

Wie wenig sich Wundt die Natur unserer anschaulichen Vorstellungen vor Augen hält, möge noch folgendes Beispiel zeigen. Er analysiert[2] den Satz: »Petrus und Paulus predigten und schrieben Briefe.« Die Analyse besagt: »Der predigende Petrus, der predigende Paulus, ebenso jeder Apostel, vorgestellt in der Handlung des Briefschreibens, bilden die vier Vorstellungen,« die als »gesonderte Gesammtvorstellungen« ausdrücklich näher bezeichnet werden. Da sich nun aber dieselben in paralleler Weise zerlegen lassen, so geschieht es, »dass zwar nicht jene vier Theile in eine einzige Gesammtvorstellung zusammenfließen, was ganz und gar unmöglich wäre, sondern dass die vier Gesammtvorstellungen in einen einzigen Gedankenverlauf zerlegt werden (?)«. Nun muss hier offenbar unterschieden werden. Es ist keine angenehme Aufgabe, sich den Petrus einerseits predigend, anderseits briefschreibend vorzustellen, also denselben Menschen in zwei verschiedenen Thätigkeiten zweimal nebeneinander, deshalb ist auch der Satz: »Petrus predigte und schrieb Briefe« kein angenehmer Satz, wie der Hörer schmerzlich bemerken wird. Allein es ist zweifelsohne möglich. Dagegen zwei Apostel in derselben Thätigkeit nebeneinander vorzustellen, ist die einfachste Sache von der Welt und erfordert nicht mehr Anstrengung, als sich zwei Soldaten nebeneinander marschierend vorzustellen. Und es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum es »ganz und gar unmöglich« sein sollte, sich die zwei Gruppen nebeneinander vorzustellen: links zwei Apostel auf Kanzeln predigend, und rechts dieselben Apostel briefschreibend; *quod erat demonstrandum.*

4. Wir kommen nun zu einer wichtigen Frage: der Frage nämlich nach dem Principe, nach welchem die Zerlegung der Gesammtvorstellung in Einzelvorstellungen erfolgt. Dass diese Zerlegung beson-

---

[1] Wundt, Logik, pag. 137.

[2] Wundt, Logik, pag. 58 ff.

deren Gesetzen unterworfen ist, ist klar. Keineswegs genügt dazu die Association von Einzelvorstellungen und Worten. Denn die Auflösung einer Gesammtvorstellung in Theilvorstellungen ist keine selbstverständliche Sache. Dies wird deutlich an folgender Thatsache: Wenn wir eine fremde Sprache erlernen, so genügt es nicht, eine ausgebreitete Vocabel-Kenntnis zu erwerben, welche die Einzelvorstellung mit dem Worte verknüpft. Es gehört vielmehr Übung im Sprechen dazu. Diese Übung ist aber nichts anderes als die Aneignung der Gewohnheit, Gesammtvorstellungen nach gewissen Regeln in Theilvorstellungen zu zerlegen, und ein unendlich reiches und feines Associationsspiel auszubilden, welches diese Umsetzung automatisch vorzunehmen gestattet. Diese Regeln im einzelnen sind die Sprachgesetze. Unsere Aufgabe an dieser Stelle ist nur, für diese einzelnen Regeln gewisse allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen.

Da möchte ich denn zunächst jenen Gedanken besprechen, den Jerusalem in seinem Buche »Die Urtheilsfunction« ausführt, und der als der eigentliche Grund- und Hauptgedanke dieses ganzen Werkes zu bezeichnen ist. Der Verfasser legt ihn also dar [1]: »Durch das Urtheil wird der ganze Vorstellungscomplex, der unzergliederte Vorgang, dadurch geformt und gegliedert, dass der Baum (der Typus des Subjectes) als ein kraftbegabtes, einheitliches Wesen hingestellt wird, dessen gegenwärtig sich vollziehende Kraftäußerung eben das Blühen ist. Die Function des Urtheilens ist somit nicht sowohl ein Trennen oder Verbinden, sie besteht vielmehr in der Gliederung und Formung vorgestellter Inhalte.« Nun muss ich sagen, diese anthropomorphische Formung kann das specifische Wesen des Urtheils unmöglich ausmachen, weil sie 1. auch außerhalb des Urtheils sich findet, und 2. nicht in allen Urtheilen vor sich geht. Der richtige Kern dieser Ansicht ist vielmehr jene Erkenntnis, die schon Max Müller ausgesprochen hat, wenn er [2]) von »jener radicalen Metapher« redet, »die uns von Objecten denken und sprechen lässt, als wären sie Subjecte wie wir selbst«. Es ist auch gar nicht nothwendig, auf die breite Ausführung einzugehen, die Max Müller im Folgenden diesem Satze zutheil werden lässt. Denn das ist doch wohl ein naheliegender Gedanke, dass das Verhältnis von Subject und verbalem Prädicat durch Übertragung von

[1]) Jerusalem, a. a. O. pag. 82.
[2]) Max Müller, a. a. O. pag. 303 ff.

dem Verhältnisse des Menschen zu seinen Thätigkeiten entstanden ist, und niemand, der je ernstlich sich vergegenwärtigt hat, wie alle Substantiva zu ihrem sprachlichen Geschlechte kommen, kann dies übersehen haben. Gewiss, jede Substanz, die wir als selbstständiges Individuum denken, schaffen wir nach dem Bilde des menschlichen Individuums, und in jeden als Thätigkeit aufgefassten Vorgang verlegen wir mit Schopenhauer unseren Willen. Aber deswegen darf noch nicht behauptet werden, eben hierin und nur hierin liege das Wesen der »Urtheilsfunction«.

Denn erstens erscheinen uns auch bloße Wahrnehmungen in dieser Formung, und ich kann das Ungeformte und Chaotische, das Jerusalem in ihnen findet, nicht aufweisen. Dies wird am deutlichsten werden, wenn wir uns auf die Wahrnehmungen von wirklichen Willensthätigkeiten besinnen. Wenn ich einen Hund laufen sehe, so fasse ich diesen Vorgang sicherlich als »Kraftäußerung« eines »Kraftcentrums« auf. Und deshalb scheint mir das Dilemma unausweichlich: entweder schon die Wahrnehmung ist »geformt« — dann können auch psychische Acte geformt sein, die nicht Urtheile sind[1]; oder ich ziehe vor zu sagen, dass solche wahre Willensthätigkeiten gar nicht mehr »geformt« zu werden brauchen: — dann enthält auch das Urtheil: »Der Hund läuft« keine »Formung« und dann gibt es auch Urtheile ohne Formung.

Aber die Formung reicht auch nicht für alle Urtheile aus. Wenn ich sage: dieser Mann ist mein Bruder, dann kann auch die lebhafteste Phantasie das »Bruder-sein« nicht als die »Kraftäußerung« »dieses Mannes« verstehen. Denn der Wille kann stets nur eine Thätigkeit wollen, nicht eine Identität, d. i. eine Relation.

5. Eine ganz andere Ansicht entwickelt Wundt in seiner Logik. Nach ihm[2]) folgt die Zerlegung der Gesammtvorstellungen stets dem Gesetze der Zweigliederung, Dualität. Dieses Gesetz erkläre sich aus den zwei Annahmen: »1. Jeder zusammenhängende Gedanke ist psychologisch aus einer einzigen Gesammtvorstellung hervorgegangen. 2. Der appercipierte Gedankenverlauf ist ein rein successiver; jede einmalige Theilung ist aber nothwendig eine Zweitheilung. Das Gesetz schliesst also unmittelbar das Nebeneinanderbestehen mehrerer zerlegender Denkacte aus.« Da aber die Zerlegung in begriffliche Bestandtheile stattfinde, die be-

---

[1]) Ueber das Wesen der Wahrnehmung im Gegensatze zum Urtheil siehe den IV. Abschnitt.

[2]) Wundt, Logik, pag. 53 ff.

grifflichen Kategorien Substanz, Eigenschaft, Zustand seien, Eigenschaft und Zustand aber als veränderliche Elemente sich von dem unveränderlichen Gegenstande abhöben, so vertrete dieser das Subject, jener das Prädicat.[1]) Im einfachen Urtheil treten daher stets Subject und Prädicat auseinander. Ohne diese kein Urtheil. Aber auch im zusammengesetzten Urtheile geschehe die Zerlegung stets so, dass »zunächst . . . die Gesammtvorstellung in zwei Einheiten geschieden wird, worauf dann wieder eine der letzteren oder jede derselben in zwei weitere Einzelvorstellungen gegliedert werden kann u. s. w.« Das Verhältnis zwischen den beiden auseinandertretenden Theilen sei aber an und für sich stets ein prädicatives. Dies erkenne man, wenn man das betreffende Vorstellungspaar aus seiner Unterordnung befreie und selbständig mache. Dann verwandelten sich:

Die attributive Verbindung $\overset{\frown}{AB}$ in den Satz: A ist B.
» adverbiale » $\overset{\frown}{AB}$ in den Satz: die Handlung A ist B.
» objective » $\overset{\frown}{AB}$ in den Satz: A wird B,

wobei A Subject und Prädicat noch ungeschieden in sich begreife, z. B.: »Er unterrichtet den Knaben in Musik« = der Knabe wird von ihm in Musik unterrichtet.

Nun soll gewiss nicht geleugnet werden, dass bei zusammengesetzten Perioden eine derartige fortschreitende Gliederung platzgreifen kann. Allein in dem einfachen Urtheile, z. B. »C begegnet auf dem Hauptplatze dem D« kann meines Erachtens von derlei nicht die Rede sein. Wundt würde den Satz nach folgendem Schema analysieren:

Setzen wir: C = S, D = O, Hauptplatz = l, Begegnen = = p, dann ist jener Satz gleich:

$$\overset{\frown}{SO}$$
$$\overset{\frown}{sp}$$
$$\overset{\frown}{pl};$$

also wäre er in folgende Untersätze zu zerlegen:

1. C begegnete auf dem Hauptplatze — dem D;
2. C — begegnete auf dem Hauptplatze;
3. das Begegnen — fand statt auf dem Hauptplatz.

---

[1]) Wundt, Logik, a. a. O. pag. 140.

Dies sind aber lauter Processe, die ich in mir nicht constatieren kann. Vielmehr bin ich mir bewusst, dass die Vorstellung des Hauptplatzes ein ganz ebenso einfacher und wesentlicher Bestandtheil der Gesammtvorstellung ist, wie die des C oder die des D. Ich kann demnach den Subjects- und Prädicatsvorstellungen keine bevorzugte Stellung einräumen. Ich glaube vielmehr, dass sich das Gesetz der Dualität einschränken lässt auf die ebenso selbstverständliche wie inhaltsleere Behauptung: aus der Zerlegung einer Gesammtvorstellung müssen mindestens zwei Einzelvorstellungen hervorgehen.

Aber nicht einmal das könnte zugegeben werden, dass diese zwei Elemente des einfachen Urtheiles immer in dem Verhältnis von Subject und Prädicat stehen müssen. Und hiefür bietet die Syntax der Kindersprache und vieler unentwickelter Sprachen hinreichende Belege.

Beginnen wir mit der Kindersprache. Steinthal hat folgende Sätze als die ersten an seinem eigenen Kinde beobachtet[1]: Mama Baba = Ich will bei der Mutter schlafen; Kuke-Tata = Die Tante hat mir Kuchen geschenkt; Papa-Hut = Der Vater hat einen Hut auf; Dat-Huhu = der Soldat sitzt zu Pferde; Nanni-Dlil = Nanni holt Milch (um deren Abwesenheit zu erklären). Ich glaube, es ist klar, dass in solchen Fällen das Urtheilen nicht mit einer Prädication beginnt, sondern dass einfach die am meisten hervorstechenden Elemente einer Gesammtvorstellung, ohne jede Rücksicht auf das, was wir ihre grammatische Beziehung nennen würden, aufgezählt werden.

Denselben Schluss lassen die primitiven Sprachformen zu. Es wurde schon früher darauf hingewiesen, dass zugestandenermaßen die Sprache mit Wurzelsätzen beginnt, die ein einheitliches Ganzes ausdrücken, ohne dass man Nomina und Verba unterscheiden könnte — ähnlich dem Wau-Wau der Kinder, das ebenso Hund wie Bellen bedeuten kann — und auch darauf, dass diese Differenzierung im Chinesischen noch immer nicht eingetreten ist.

Aus diesem Stadium entwickeln sich nun einerseits die polysynthetischen Sprachen der nordamerikanischen Indianer und der Eskimos, wo alle Elemente eines Satzes in ein neues Wort zusammengefasst werden, so dass hier auch lange Sätze noch in der Form von syntaktisch ungegliederten Einheiten erscheinen. Z. B.:

---

[1]) Steinthal, a. a. O. pag. 399 ff.

Aulisariarsuasuarpok = er beeilt sich, fischen zu gehen.[1] Aber auch in jenen primitiven Sprachen, wo der Satz aus getrennten Worten besteht, ist zunächst von Subject und Prädicat keine Rede. Die Dajaks sagen statt: »Dein Vater« — »sein Alter«. Die Fidschi-Insulaner: »mein Herz« statt »ich will«; die Polynesier statt »ich will Reis essen« — »mein Essen-Reis«. Die Belege hiefür und ähnliche Beispiele siehe bei Romanes.[2] Ebendort urtheilt ein so competenter Beurtheiler wie Sayce also: »Die Theilung des Satzes in zwei Theile, in Subject und Prädicat, ist ein reiner Zufall.« Und er fügt hinzu: »Wäre Aristoteles ein Mexikaner gewesen, so hätte sein logisches System eine ganz andere Gestalt angenommen.« Weitere Belege werde ich weiter unten als Bestätigung meiner eigenen Auffassung geben.

6. Vielleicht erwartet man an dieser Stelle einige Bemerkungen über die impersonalen Verba, respective subjectslosen Sätze, die ja meistens als Hauptbeweis gegen die Nothwendigkeit der Zweigliedrigkeit angeführt werden. Auf die weitverzweigten philosophischen Streitfragen, die sich in der letzten Zeit an diese harmlosen Sätzchen geknüpft haben, möchte ich möglichst wenig eingehen. Marty, Sigwart und Jerusalem haben hierüber so Vieles vorgebracht, dass ich fürchten müsste, mich in dem Netz dieser Polemik zu verstricken, wollte ich auf die Einzelheiten kommen. Ich beschränke mich daher, eine meisterhafte Darlegung Wundts mitzutheilen und noch einiges zur Erläuterung hinzuzufügen. Die angezogene Stelle[3] lautet: »Man hat ... Urtheile, wie: es blitzt ... als subjectslose Urtheile bezeichnet ... aber ... es fehlt jenen Urtheilen keineswegs an einem Subject, sondern dieses ist nur unbestimmt gelassen. Gerade zum Ausdruck eines unbestimmten Subjects ist aber das neutrale Demonstrativpronomen ... der geeignete Ausdruck ... Die Unkenntnis des Subjects ... ist denn auch im allgemeinen der Grund der unbestimmten Urtheile.«

Indem ich diese Auffassung vollinhaltlich acceptiere, füge ich noch Folgendes bei. Die Betrachtung muss anheben mit Sätzen, wie: Es klopft, es raschelt, es juckt mich. In allen diesen Fällen ist »es« wirkliches Subject. Etwas klopft, raschelt, juckt ja gewiss, aber da wir nicht wissen was, lassen wir das Subject unbestimmt und sagen: es. Dann kann man fortschreiten zu Ausdrücken, wie:

---

[1] Romanes, a. a. O. pag. 249 ff.
[2] Romanes, a. a. O. pag. 317 ff.
[3] Wundt, a. a. O. pag. 155.

es ist kalt, mich hungert, mir ist unwohl. Hier setzt das anthropomorphische Denken ein Agens, ein Subject voraus, findet es nicht und lässt es unbestimmt. Denn zu jeder subjectiven Affection wird ursprünglich ein objectives Afficiens postuliert. Endlich werden auch Blitz, Donner und Hagel als Wirkungen aufgefasst, und ihre unbekannte Ursache als das unbestimmte »es« bezeichnet.

Man sieht wohl, dass diese Sätze gegen die Nothwendigkeit von Subject und Prädicat nichts beweisen können.

7. Nun kommen wir dazu, unsererseits ein Princip der Zerlegung von Gesammtvorstellungen namhaft zu machen. Und da möchte ich zunächst im allgemeinen sagen: Die Theile der Gesammtvorstellung werden ursprünglich nach der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit aufgezählt, und zwar ohne Rücksicht auf ihre Zahl. Allein das Wort »Theile« ist unbestimmt und vieldeutig, und vielleicht schon zu lange haben wir es versäumt, eingehend darzulegen, in welchem Verhältnis die Elemente zu dem Ganzen stehen und stehen können. Hiezu wird es aber am dienlichsten sein, im einzelnen die verschiedenen Möglichkeiten zu betrachten, wie eine zusammengesetzte Vorstellung aus Einzelvorstellungen aufgebaut werden kann. Diese Principien, nach denen die Synthese im Hörer erfolgen kann, muss dann auch für die Analyse im Sprecher maßgebend sein. Endlich werden wir dann für unsere Anschauungen Verificationen thatsächlicher Natur beibringen.

Ein Aufbau zusammengesetzter Vorstellungen aus einfachen kann im Ganzen nach drei Principien vorgenommen werden: 1. Durch Abänderung, Modification; 2. durch Nebenordnung, Coordination; 3. durch Verschmelzung, Contamination,

Ad 1. Beispiele für die Modification sind: Die Blätter sind gelb geworden; der Hund lief davon; der Adler fliegt; der Bach ist schmutzig; dieser Mann hat einen Buckel; die Fenster waren von Spiegelglas.

In allen diesen Fällen wird eine bekannte Vorstellung modificiert, indem gewisse Elemente eliminiert und durch andere ersetzt werden, nämlich: das Grün der Blätter, die Ruhelage des Hundes und des Adlers, die helle Farbe des Baches, der gerade Rücken des Mannes, die Abtheilung der Fenster in Theilscheiben. Es ist weiter klar, dass wir diese Modification meist, je nachdem sie eine dauernde oder eine vorübergehende ist, durch Adjectiva mit Copula oder durch intransitive Verba ausdrücken. Diese Regel wird am deutlichsten in Fällen wie: der Baum grünt, die Tapete ist grün. Dort

wird eben ein vorübergehender Zustand — mit Jerusalem zu sprechen — als Kraftäußerung des Subjects aufgefasst, hier ein dauernder als zum bleibenden Inhalt der Subjectsvorstellung gehörig hingestellt (s. unten). Indes gelten auch diese Regeln nur annäherungsweise. Man sagt: die Erde dreht sich, obwohl sie das immer thut, und: meine Mutter ist krank, obwohl das nur ein vorübergehender Zustand ist. In anderen Sprachen fehlt die Unterscheidung fast ganz. Im Hebräischen wird z. B. jedes Intransitivum durch ein adjectivisches Particip ausgedrückt, und da es dort keine Copula giebt, so heißt es statt: der Engel kommt vom Himmel herab: der Engel [ist] herabkommend vom Himmel. Auf Seite des Sprechers geht hier die Zerlegung in der Weise vor sich, dass erst der Gegenstand appercipiert und benannt, dann die ungewöhnliche Eigenschaft hinzugefügt wird.

Ad 2. Beispiele der Coordination sind: hinterm Brunnen steht eine Linde; Hinz begegnete dem Kunz; ich ersteige den Berg; der Soldat knebelte den Gefangenen.

Hier kann man verschiedene Unterarten unterscheiden, die allmählich in einander übergehen. Wenn ich sage: Peter stand rechts von Paul, so bleiben die beiden alten Vorstellungen Peter und Paul selbst unmodificiert, sie werden nur in einer bestimmten Weise neu zusammengesetzt (reine Coordination). Wenn es heißt, Peter begegnete dem Paul, so ist bereits mit jeder der beiden Vorstellungen eine Modification vorgenommen worden. Peter geht und Paul geht, und erst diese beiden modificierten Vorstellungen werden in einer bestimmten Weise zusammengesetzt. Endlich in dem Satze: Peter rang mit Paul, sind nicht nur beide Vorstellungen in hohem Grade modificiert, sondern auch mit Beziehung aufeinander modificiert. Und nur ein Specialfall dieser Classe ist meines Erachtens der Fall des transitiven Verbums mit Object: Peter erschlug den Paul. Auch hier sehen wir die beiden Vorstellungen wesentlich modificiert — Peter dreinschlagend, Paul zurücktaumelnd — und zwar in Bezug aufeinander. Das Specifische ist nur das, dass die beiden Modificationen nicht unabhängig von einander stattfinden, wie etwa die beiderseitige Kraftanstrengung beim Ringen, sondern dass die eine der anderen correlat ist: es besteht zwischen ihnen das Verhältnis von Ursache und Wirkung. Diese locale Natur der »transitiven Relation« — bei der gewissermaßen auf demselben Bilde links die Ursache und rechts die Wirkung zu sehen ist — tritt deutlich hervor in der Art, wie die einzelnen Sprachen

das logische Subject in passiven Sätzen ausdrücken. Recht starr und todt ist die englische Fügung: *A was killed by B* — Nebeneinander; im Deutschen und Lateinischen geschieht die Wirkung von der Ursache her: A wird von B getödtet, *A interfectus est a B;* besonders malerisch ist das griechische *A κτείνεται ὑπὸ τοῦ B* — unter dem Thäter. All dies bestätigt, dass es sich um eine locale Coordination correlat modificierter Vorstellungen handelt.

Ad 3. Beispiele der Contamination sind: Das dort ist ein Haus; dieser Mann ist mein Bruder; dieses Bild stellt Napoleon vor.

Hier sollen zwei bekannte Vorstellungen verschmolzen werden, indem ihnen eine gemeinsame Substanz als Substrat unterschoben wird. Es ist nicht leicht, eine bestimmte Grenze gegen die früheren Fälle zu ziehen. Es könnte jemand solche Urtheile sowohl als Modificationen, wie auch als Coordinationen deuten wollen. Er könnte sagen: Die sinnliche Vorstellung des in der Ferne undeutlich sichtbaren Objects soll zu der eines Hauses umgestaltet werden; der Sprecher und der neben ihm stehende Mann sollen zusammen, und zwar in der bestimmten Modification wechselseitiger Brüderlichkeit gedacht werden, zu meinen früheren Vorstellungen von Napoleon soll diese äußere Gestalt ergänzend hinzutreten. Allein es scheint doch eine größere Verschiedenheit obzuwalten. Dies wird am deutlichsten werden, wenn wir die drei Fälle noch unter einem anderen Gesichtspunkte betrachten.

Wir können an jeder anschaulichen Vorstellung in herkömmlicher Weise Substanz (Gegenstand) und Inhärenzen (Qualitäten) unterscheiden. Nun bleiben im Falle der Coordination die beiden Gegenstände bestehen (Linde und Brunnen, Soldat und Gefangener). Im Falle der Modification bleibt nur die Substanz der modificirten Vorstellung (Blatt) erhalten, die der modificierenden Vorstellung geht verloren (die verschwommene körperliche oder Flächenunterlage der allgemeinen Gelbvorstellung), indem sie in der anderen Substanz wie von selbst sich auflöst. Im Falle der Contamination aber verschmelzen die beiden Substanzen zu einer einzigen, die nun die gemeinsame Trägerin der beiden Qualitätencomplexe wird. Es werden also im 1. Falle die Substanzen mitsammt ihren Qualitäten combiniert; im 2. die beiden Qualitäten auf Grundlage der einen alten Substanz; im 3. die beiderseitigen Qualitäten auf der Basis einer neuen Substanz, welche durch Verschmelzung der beiden alten entsteht.

Die besondere Wichtigkeit der Contamination liegt darin, dass bei ihr zuerst die Copula jene Bedeutung gewinnt, die sie dann in unserer Sprache allgemein besitzt, und dass die Logik das Bestreben zeigt, alle Urtheile nach dem Muster solcher Contaminationsurtheile auszugestalten. Indem ich diesbezüglich auf spätere Erörterungen verweise, will ich hier nur auf die Psychologie der Sache ein wenig eingehen. Es kann nämlich die Form der Contamination an die Stelle der Modification dann treten, wenn der Sprecher nicht zuerst den Gegenstand und dann dessen Eigenschaften appercipiert und benennt, sondern die verschiedenen Qualitäten zunächst als selbständige Wesen auffasst. Hiefür bietet die hebräische Sprache ein lehrreiches Beispiel.

Das Hebräische kennt keine Copula und stellt das adjectivische Prädicat voraus. So es heißt dort nicht: Der Baum ist groß, sondern: Groß der Baum. Dies muss psychologisch also erklärt werden: Der Hebräer sieht ein Object; an diesem fällt ihm zunächst auf, dass es etwas Großes, Hohes ist, und er ruft: Gadol, groß (ein Großes). Dann erst bemerkt er, dass es ein Baum sei, und sagt nun: ha ez, der Baum. So entsteht der Satz: Gadol ha ez, Groß der Baum, welcher bedeutet, dass das wahrgenommene Object zugleich ein Großes und ein Baum sei. Es wird also hier ein Urtheil, das wir durch Modification fällen würden (Stelle dir einen Baum vor, und zwar groß!), durch Contamination vollzogen (Stelle dir etwas vor, das groß und das ein Baum ist!). Zum Ausdruck einer solchen Contamination, einer solchen »In-eins-setzung«, die hier wirklich das Wesen des Urtheiles ausmacht, verwenden wir die Copula als Zeichen der Identität, und wenn wir sagen: Der Baum ist groß, so formen wir dieses Urtheil nach dem Schema der Contamination (Stelle dir einen Baum vor, der auch ein Großes ist!).

Endlich will ich noch bemerken, dass natürlich viele solche Combinationen in ein Urtheil zusammengezogen werden können. Ich kann hier auf die Einzelheiten nicht eingehen, da ich sonst die ganze Grammatik psychologisch erläutern müsste. Ich will nur beispielsweise einen viel verhandelten Fall erwähnen, die Frage nämlich, wodurch unterscheidet sich: Das Blatt ist grün, von: Das grüne Blatt? »Das Blatt ist grün«, so lautet die Antwort, enthält die Anweisung zur Bildung der zusammengesetzten Vorstellung »Grünes Blatt«. »Das grüne Blatt« setzt in seiner ursprünglichen Verwendung voraus, dass eine derartige Vorstellung vom Hörer schon einmal gebildet wurde und jetzt in ihm latent, zur Repro-

duction bereitliegend ist. Es wird also die Vorstellung »grünes Blatt« als eine relativ einfache angesehen, die nur der Wortarmut halber durch zwei Worte ausgedrückt wird. Genauer, es wird hier nicht verlangt, dass diese Vorstellung vom Hörer aus den Elementen neu zusammengesetzt, sondern dass sie von ihm als zusammengesetzte reproduciert werde. Von dieser Redeform kann aber ein doppelter Gebrauch gemacht werden. Einmal kann vorausgesetzt werden, dass die Eigenschaft »grün« auch schon durch das bloße Wort »Blatt« mitreproduciert würde, und es kann dann das Attribut aus besonderen Gründen der Diction als *Epitheton ornans* gesetzt werden, z. B. das grüne Gras; oder aber es kann das Attribut ein verkürztes Urtheil darstellen. So vertritt der Satz: »Auf dem Bleidache stand ein Arbeiter« die beiden Sätze: Der Arbeiter stand auf dem Dache, und: Das Dach war von Blei.

Außerdem wird die Fügung: »Das grüne Blatt« auch durch das Fehlen des Urtheilsactes, einer besonderen Behauptung charakterisiert, worüber wir an einer späteren Stelle handeln werden.

8. Alle die vorstehenden Erörterungen gehen von der gesprochenen Sprache aus, in welcher die Theilvorstellungen durch einzelne Worte bezeichnet werden, deren Bedeutung vielfach eine conventionelle geworden ist. Es gibt aber auch eine Sprache, in welcher die Gesammtvorstellungen im Hörer nicht durch eine Abfolge von Worten, sondern durch den anschaulichen Hinweis auf die einzelnen Theilvorstellungen hervorgebracht werden, und an dieser Sprache können wir naturgemäß alle Fragen, betreffend die Verhältnisse der Vorstellungselemente zu einander am besten entscheiden. Diese Sprache ist die Zeichensprache. Die Zeichensprache hat ein doppeltes Verbreitungsgebiet: barbarische und insbesondere nordamerikanische Stämme, die sich trotz ihrer Nachbarschaft nicht mit Worten verständigen können einerseits, und die Taubstummen andererseits. Sie ist nur zum geringsten Theile conventionell, zum weitaus grössten Theil natürlich malend. Dies geht aus der überaus merkwürdigen, aber authentisch festgestellten Thatsache hervor, dass sich mittels dieser Zeichen europäische Taubstumme und nordamerikanische Indianer ohne Vorbereitung anstandslos verständigen können.[1]) Wir müssen also annehmen, dass diese Zeichen demonstrativ und mimisch die einzelnen Theilvorstellungen selbst symbolisieren, und indem wir sie etwas näher betrachten, dürfen wir

---

[1]) Oberst Mallery, *Sign language among the Northamerican Indians*, pag. 320 bei Romanes, a. a. O. pag. 107.

hoffen, auch auf den psychologischen Vorgang der gesprochenen Sprache einiges Licht zu werfen.

Mallery gibt[1]) eine lange Conversation wieder zwischen Indianern verschiedener Stämme, die sich auf eine lange Wanderung des einen Theiles bezieht. Es ist äußerst bemerkenswert, dass wir an diesen Beispielen den Aufbau von zusammengesetzten Vorstellungen aus Einzelvorstellungen in allen drei Formen, durch Modification, Coordination und Contamination beobachten können.

Der Reisende, ein Tenanal-Indianer, will seinem Mitunterredner, einem Kenaitze-Indianer, von einem nach Westen fließenden Fluss sprechen. Er führt die hohle Hand zum Mund, dies bedeutet Wasser. Er beschreibt dann mit der Hand eine horizontale, aber nach Westen allmählich absteigende Linie. Dies bedeutet: fließt nach Westen. Das Ganze ist ein klarer Fall von Modification.

Derselbe will erzählen, dass ein Russe einen Elenhirsch geschossen habe. Er macht das Zeichen des russischen Kreuzes (Russe), die Bewegung des Schießens, dann zeigt er mit den Händen an den Schläfen das Geweih an und bezeichnet durch eine Bewegung hinter seinen Schultern einen flachen, langen Rücken (Elenthier). Dies kann als ein complicierter Fall der Coordination gelten.

Viel bemerkenswerter sind jedoch folgende pantomimische Erzählungen: Er will sagen: ich sah drei Männer, von denen zwei Russen waren. Er deutet hiezu auf sein Auge und dann in die Ferne (ich sah), dann hält er drei Finger in die Höhe und deutet auf einen Weißen (3 weiße Männer; Modification, indem die allgemeine Vorstellung Mann durch Hindeutung auf die weiße Hautfarbe abgeändert wird. Der ganze Satz bis hieher eine Coordination: ich, weiße Männer, verbunden durch die Relation des Sehens). Nun erhebt er zwei Finger und macht das Zeichen des russischen Kreuzes (2 Russen; Contamination, indem die zwei Weißen mit Russen gleichgesetzt werden).

Endlich noch einen Fall. Derselbe will sagen: »Ein kleiner weißer Mann mit Brillen gab mir einen Trunk.« Er hebt einen Finger und deutet auf den Weißen; er hält die flache Hand etwa gegen 4 Fuß hoch über dem Boden (klein; Modification, indem der früher unbestimmte Weiße seiner Größe nach bestimmt wird); er macht mit dem 1. und 2. Finger Ringe um die Augen (Brillen; weitere Modification); er zeigt mit dem Daumen auf seine Brust (mir); führt die hohle Hand zum Munde (Trunk; das Ganze Coordination).

---

[1]) Mallery bei Romanes, a. a. O. pag. 108 ff.

Ich füge noch ein paar andere Bemerkungen bei. Die competenten Autoritäten haben festgestellt, dass die Zeichensprache der Taubstummen eine bestimmte Wortfolge kennt. Und zwar gehen im allgemeinen [1]) die Gegenstände den Handlungen und Eigenschaften voraus und stufen sich selbst nach der Wichtigkeit ab. Auch wird alles Entbehrliche ausgelassen, und die Copula fehlt gänzlich. Für »der Vater gab mir einen Apfel« heißt es: Vater — ich — Apfel. Für »ich schlug Thomas mit einem Stock«: Ich — Thomas — schlagen — Stock. Das Substantiv geht dem Attribut, das Object dem Verbum voraus: z. B. Wasser — trinken — Laura; Hut — schwarz — bringe; du — geschlagen — wer? Regen — fallen, Pflanzen — wachsen (statt: Regen macht das Land fruchtbar).

Was ich mit alledem beweisen will, ist dies, dass die Zerlegung von Gesammtvorstellungen auch ohne Sprache durch das bloße Mittheilungsbedürfnis gefordert wird, und dass diese Zerlegung dann ohne Rücksicht auf unsere Subjects- und Prädicatseintheilung sich vollzieht, insbesondere auch nicht dem Wundt'schen Gesetz der Zweitheilung unterliegt, aber so erfolgt, dass die entsprechende Synthese sehr wohl unter die aufgestellten Schemata von Modification, Coordination und Contamination gebracht werden kann. Und hiezu dürfte wohl das Gesagte genügen.

9. Ehe wir weiter schreiten, wird es vielleicht angebracht sein, auch die sogenannten Qualitäten des Urtheils, Affirmation und Negation, denen man mit Windelband die Frage als Drittes anreihen kann [2]), auf Grund unserer bisherigen Ergebnisse kurz zu besprechen.

Das Urtheil, wie wir es bisher kennen gelernt haben, ist functionell eine Anweisung des Sprechers an den Hörer, aus gegebenen Elementen eine Gesammtvorstellung zu bilden. Diese Anweisung ist jedoch formell in dem Satze nicht enthalten, der bloß eine Aufzählung der einzelnen Theilvorstellungen enthält. Man mag dieses Verfahren mit der Suggestion des Hypnotiseurs vergleichen, der auch nicht zu sagen pflegt: Deine Finger sollen starr werden, sondern nur: Deine Finger sind jetzt starr. Eine solche Anweisung kann aber ein affirmatives Urtheil mit Fug nicht genannt werden. Denn wie Sigwart [3]) treffend bemerkt: »nur dem verneinenden Urtheile gegenüber, und insoferne sie die Möglichkeit einer Vernei-

[1]) Romanes, a. a. O. pag. 114 ff.

[2]) Windelband, Straßburger Abhandl. zur Philosophie. 1884, pag. 171 ff.

[3]) Sigwart, a. a. O. pag. 151 ff.

nung abweist, heißt die einfache Aussage »A ist B« eine Bejahung; es gehört aber nicht zu den Bedingungen des Urtheiles »A ist B«, dass an die Möglichkeit einer Verneinung . . . . . gedacht worden wäre. . . . .« Wir können deshalb mit ihm solche einfache Urtheile als positive bezeichnen und die Affirmation als Verneinung einer Negation betrachten.

Welches aber ist die ursprüngliche Function der Verneinung? Offenbar die, die Mitunterredner von der Bildung unrichtiger Combinationen abzuhalten. Denken wir uns, ich hätte begonnen zu erzählen: da legte ich das Gewehr an . . . ; und der Zuhörer fiele mir in's Wort und führe fort: . . und der Feind entfloh!, und ich erwiderte: nein, er entfloh nicht, sondern griff seinerseits nach dem Degen . . . so haben wir die ursprüngliche Function der Verneinung klar vor Augen. Sie besteht darin, nicht gewünschte Bildungen von Vorstellungscombinationen zu verhindern.

Natürlich aber verfeinert sich dieser Process mit der Zeit. Es ist nicht immer nothwendig, dass falsche Urtheile abgewartet würden, um sie zu verneinen, sondern ich kann auch gleich in der Erzählung fortfahren: — der Feind aber entfloh nicht, sondern . . . dann muss mir die verneinte Combination als eine naheliegende erschienen sein. Mit anderen Worten, wir können mit Sigwart sagen: »Die Verneinung hat keinen anderen Sinn, als die subjective und individuell zufällige Bewegung des Denkens, die in ihren Einfällen, Fragen und Vermuthungen, irrthümlichen Behauptungen über das objectiv Giltige hinausgreift, in die ihr von den durch die Natur gegebenen Vorstellungen (?) gesteckten Schranken zu weisen.« Oder anders ausgedrückt: haben die positiven Sätze die Aufgabe, dem Associationsstrom sein Bett zu graben, so kommt den negativen die nicht minder wichtige Function zu, ihn, wo es noth thut, einzudämmen.

Man kann aber noch einen kleinen Schritt weiter gehen. Denn nothwendig muss ja die Vorstellung, vor der ich durch die Verneinung warnen will, schon in mir aufgetaucht sein; und in diesem Sinne kann man auch sagen: die Negation bedeutet eine Correctur der freien durch die an die Erinnerung gebundene associative Thätigkeit.

Auch das Wesen der Frage lässt sich leicht darlegen. Der Fragende legt dem Gefragten Vorstellungselemente vor, damit ihn dieser anweise, aus ihnen die richtige Combination zu bilden. Es kann dies in doppelter Weise sich ereignen. 1. Es werden sämmtliche

Elemente vorgelegt, und nun wird gefragt, ob sie combiniert werden sollen? Z. B. Fiel er nun herunter? Antwort: Ja oder Nein. Natürlich ist dann die Combination eben schon in Bildung begriffen, wird aber gewissermassen noch im *statu nascendi* gehemmt und der Prüfung eines besonders gut Unterrichteten unterbreitet. 2. Es wird nur ein Theil der Elemente vorgelegt und um die restlichen gefragt oder gebeten (Nebenbei, die Worte »Fragen« und »Bitten« wechseln in ihrer Bedeutung; vgl. engl. *ask*, französisch *demander*, lateinisch *quaerere* [ersuchen]), z. B. Wo trafst du ihn? Antwort ist natürlich ein positives Datum.

10. Indes gebe ich gerne zu, dass über Bejahung und Verneinung noch manches zu sagen ist. Und damit kommen wir auf eine sehr wichtige und interessante Frage, die Frage nämlich nach der objectiven Giltigkeit der Urtheile und nach der Natur des Urtheilsactes.

Die Urtheile, die wir bisher besprochen haben, entbehren einer solchen specifischen Thätigkeit, man mag sie, wie gesagt, mit Sigwart positive oder unbezweifelte, auch erzählende Urtheile nennen. Eine lebendige Gesammtvorstellung strömt in einen gesprochenen Satz aus — dies ist ihr vorherrschender Charakter. Dies kann freilich leicht verkannt werden. Ist doch jeder positive Satz dazu fähig, verneint oder bejaht zu werden. Und zwischen einer blossen Position und einer den Zweifel oder die Verneinung abweisenden Affirmation besteht ein sprachlicher Unterschied nicht. Diese Verwechslung ist aber eine so häufige und verhängnisvolle, dass es noth thut, diese Frage etwas gründlicher zu besprechen.

Jeder psychische Act stellt seinen Inhalt ursprünglich dem Geiste als einen existierenden vor Augen. Äußere Gegenstände, Traumvorstellungen und Hallucinationen, ja sogar Affecte gelten zuerst als reale, wenn nicht gar als lebende Wesen. Nur so erklärt es sich, dass sie alle substantiviert und auch personificiert werden konnten. Man muss sich deshalb einen Urzustand vorstellen, in welchem alle Vorstellungen einen realen Inhalt hatten nach dem Satze: *Esse = percipi.* Nun wurde aber der Mensch durch mannigfache Erfahrungen genöthigt, diese unbezweifelte, objective Giltigkeit seiner Vorstellungen immer mehr einzuschränken.

Man kann aber wiederum eine doppelte Form der objectiven Giltigkeit unterscheiden. Einerseits kann man jene Art der Existenz, wie sie uns die Außendinge zeigen, zugrunde legen, andererseits kann man sich mit der bloßen phänomenalen Realität, wie sie auch

unseren psychischen Inhalten eigen ist, beruhigen. Schränkt man den Existenzbegriff im letzteren Sinne ein, dann kann man ihn für alle Inhalte aufrecht erhalten, und in diesem Sinne bleiben dann unsere Vorstellungen reale. Dies ist es, was man als die innere Evidenz zu bezeichnen pflegt. Dies ist aber mit nichten die Art des gewöhnlichen Menschen. Er legt seinen Betrachtungen jenen Begriff der Realität zugrunde, die er an den Außendingen bemerkt, oder zu bemerken glaubt, und von dieser äußeren Realität, d. h. Dinghaftigkeit, muss er nun ausnehmen 1. alle Data der inneren Erfahrung, 2. manche Data der äußeren Erfahrung. Infolge dessen ist nun auch jede äußere Wahrnehmung dem Zweifel unterworfen, und kann somit zur negierenden und affirmierenden Beurtheilung führen; deswegen wohnt aber der Anschein der Realität nach wie vor allen Wahrnehmungen inne.

Nun aber haben sich in der neueren Zeit Philosophen gefunden, welche diese der Wahrnehmung eigene Beurtheilbarkeit, dieses gewissermaßen in ihr potentiell enthaltene Urtheil, für ein actuelles hielten, und auf Grund dieser Verwechslung von Beurtheilbarkeit und Beurtheilung die Behauptung aufstellten, in jeder Wahrnehmung sei ein Urtheil enthalten.[1]) (Über die wahre Natur der Wahrnehmung wird im Anschluss an Binet im nächsten Abschnitt zu handeln sein.) Und es ist dann nur consequent, wenn dieselben überhaupt jedes Urtheil eine Aussage über eine objective Giltigkeit enthalten lassen. Ein solches Beurtheilen, ob man es nun behaupten, billigen und missbilligen, bejahen und verneinen, anerkennen und verwerfen nennen möge, ist aber zweifellos ein besonderer psychischer Act. Und ich frage alle Menschen auf ihre psychologische Erfahrung, ob sie, wenn sie z. B. von einem Gebäude eine ausführliche Beschreibung geben, in dieser Rede eine Anzahl von solchen psychischen Acten des Behauptens, Billiges und Anerkennens verspüren? Offenbar nicht. Sondern eine hochcomplicierte Gesammtvorstellung fließt in eine große Zahl von einzelnen Sätzen aus, und zerlegt sich dabei in eine Menge von Theilvorstellungen. Erst in dem Moment, wo jemand ein Detail der Beschreibung bezweifeln möchte, würde etwa aus dem harmlos positiven Satze: das Gebäude hat drei Stockwerke, das Urtheil: das Gebände hat 3 Stockwerke!, welches eine bezweifelte Thatsache behauptet, billigt, bejaht oder anerkennt.

[1]) Siehe Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkte, pag. 277 ff; Jerusalem, a. a. O. pag. 83.

Die letztere Art von Urtheilen haben die Engländer seit Hume *belief* genannt. Die treffendste deutsche Wiedergabe dieses Wortes scheint mir die Schleiermachers zu sein, welcher den Ausdruck Überzeugungs-Gefühl gebraucht.[1]) Wir wollen daher solche Urtheile, welche einen *belief*, eine Überzeugung zum Ausdruck bringen wollen, fernerhin Überzeugungsurtheile nennen, und dieselben von bloßen Mittheilungsurtheilen zu scheiden besonders bestrebt sein. Ferner wollen wir den sprachlichen Ausdruck einer Überzeugung eine Behauptung nennen, welche somit das sprachliche Correlat zu der Überzeugung bildet. Ich muss hier noch folgende Bemerkung einschalten. Ich habe im Vorstehenden jeden psychischen Vorgang, der eine Zerlegung und einen Wiederaufbau von Gesammtvorstellungen in sich schließt, ein Urtheil genannt, und die Urtheile je nach dem Vorhandensein einer »Überzeugung« in Mittheilungs- und Überzeugungsurtheile geschieden. Wenn aber jemand auf den psychischen Act, welcher eine objective Giltigkeit bejaht oder verneint, einen so hohen Wert legt, dass er nur da von Urtheilen reden will, wo dieser Act sich findet, so habe ich mit ihm keinen Streit. Wenn ein solcher mir zugibt, dass es viele Sätze gibt, die keine Urtheile sind, dann gestehe ich ihm meinerseits gerne zu, dass er eben nur unter den Überzeugungsurtheilen Urtheile zu verstehen braucht.

11. Welche Bewandtnis hat es aber nun mit diesen Überzeugungsurtheilen? Unter den Neuern hat zuerst Brentano[2]) mit Bestimmtheit und Nachdruck auf die Eigenart dieser Phänomene hingewiesen und die Behauptung aufgestellt, das Urtheilen, als ein Act des Anerkennens und Verwerfens, sei eine eigene Grundclasse der psychischen Thätigkeiten, sie enthalte eine eigenartige und einzigartige »intentionelle Beziehung« des Subjects zum Object, und es sei dieselbe auf keine Weise auf andere psychische Thätigkeiten zurückzuführen. Da wo er seine diesbezügliche Beweisführung kurz zusammenfasst, sagt er hierüber wörtlich[3]): »Erstens zeigt die innere Erfahrung unmittelbar die Verschiedenheit in der Beziehung auf den Inhalt, die wir für Vorstellung und Urtheil behaupten. Zweitens würde, wenn nicht ein solcher, überhaupt

[1]) Schleiermacher, Dialektik, § 59.

[2]) Brentano, a. a. O. I, cap. 7.

[3]) Brentano, a. a. O. pag. 295.

kein Unterschied zwischen ihnen bestehen. Weder die Annahme einer verschiedenen Intensität, noch die Annahme eines verschiedenen Inhaltes für die bloße Vorstellung und das Urtheil ist haltbar. Drittens endlich findet man, wenn man den Unterschied von Vorstellung und Urtheil mit anderen Fällen psychischer Unterschiede vergleicht, dass von allen Eigenthümlichkeiten, welche sich anderwärts zeigen, wo das Bewusstsein in völlig verschiedenen Weisen zu einem Gegenstande in Beziehung tritt, auch hier nicht eine einzige mangelt . . .« Es mag hinzugefügt werden, dass unter diesen Unterschieden die Verschiedenheit des Vorstellens von den »Phänomenen der Liebe und des Hasses« zu verstehen ist, unter welchen Brentano Fühlen, Begehren und Wollen zusammenfasst. Indem ich nun die Triftigkeit dieser Beweisgründe rückhaltlos anerkenne, empfiehlt es sich doch, sie nachzuprüfen, da meines Erachtens die Nachprüfung zu einem neuen, wichtigen Ergebnisse führt. Indem ich den 2. Beweisgrund ausscheide, beginne ich mit dem ersten.

Wenn ich ein Urtheil höre, so bilde ich zunächst die ihm entsprechende Gesammtvorstellung; ich höre z. B. den Satz: Paul ist krank, und bilde die Vorstellung »kranker Paul«, d. h. ich stelle mir Paul krank, etwa im Bett liegend vor. Allein damit ist meine Thätigkeit nicht abgeschlossen; denn nun steht es mir frei, diese Nachricht zu glauben, oder nicht zu glauben, die Vorstellung »kranker Paul« anzuerkennen oder zu verwerfen. Wenn ich nun die Nachricht glaube, was geht in mir vor? Ich möchte mich zunächst bildlich ausdrücken. Ich halte diese Vorstellung fest, verleibe sie meinem Bewusstseinsinhalt ein, d. h. setze sie in den Stand oder gestatte ihr, eine Stelle in meinem Associationsnetz einzunehmen, so dass sie, wenn ich künftig an Paul denke, reproduciert wird, und einen Theil meines, auf ihn bezüglichen Vorstellungsvorrathes ausmacht. Umgekehrt, wenn ich die Nachricht nicht glaube, so schiebe ich die Vorstellung gewissermaßen bei Seite, verdränge sie, weise sie aus meinem Bewusstseinsinhalt weg und lasse nicht zu, dass sie unter meinen anderen auf Paul bezüglichen Vorstellungen eine Stelle einnehme. Was ich zunächst constatieren kann, ist also eine active, auf die dem Urtheile entsprechende Gesammtvorstellung bezügliche Seelenthätigkeit meinerseits, welche diese entweder annimmt, festhält und dem Bewusstseinsinhalt angliedert, oder sie ablehnt, verdrängt, und aus dem Bewusstseinsinhalt ausschaltet.

Ich nehme nun ein anderes, mehr theoretisches Beispiel. Ich denke darüber nach, welches der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten der Stadt sei? Ich stelle mir nun die verschiedenen möglichen Verbindungen vor und schätze ihre Dauer ab. Alle jene dieser Vorstellungen, in denen mir der Weg zu lange zu dauern scheint, lasse ich fallen, verdränge sie aus meinem Bewusstsein; wenn ich aber an den richtigen gekommen bin, so lasse ich diese Vorstellung frei walten, halte sie fest, bis sie sich in mir fixiert und meinem Bewusstseinsinhalte sich einverleibt. In einer anderen Form kenne ich ein Anerkennen und Verwerfen nicht.

Nun aber kann es mir nicht entgehen, dass diese Thätigkeit ein hohes Maß von Analogie mit einem anderen Paare von Thätigkeiten aufweist: nämlich mit dem, was in meinem Innern vorgeht, wenn ich über einen Entschluss nachdenke, also nicht eine Meinung, sondern etwa einen Vorschlag annehmen oder verwerfen soll. Nehmen wir einmal an, ich hätte über die zuletzt angeführte Frage nicht theoretisch, sondern praktisch nachzudenken; es handle sich mir jetzt nicht mehr darum, den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten zu ermitteln, sondern ihn zu gehen. Ich lasse in diesem Falle ganz ebenso alle möglichen Wege Revue passiren, verdränge sie wieder aus meinem Bewusstsein, bis sich endlich die richtige Vorstellung darin festsetzt. Nur ist das Resultat im ersten Falle eine Überzeugung, im zweiten ein Entschluss.

Indem wir also den Unterschied zwischen Überzeugungsurtheil und Willen vorläufig auf sich beruhen lassen, drängt sich uns schon jetzt die Vermuthung auf, es möchten beide Acte, Urtheilen im Sinne Brentanos und Wollen, einer gemeinsamen Grundclasse psychischer Phänomene angehören.

Und nun gehen wir zu Brentanos drittem Beweisgrund über. Wir geben aus den betreffenden Ausführungen[1]) folgenden Auszug: »Vergleichen wir . . . das Verhältnis von Vorstellung und Urtheil mit . . . dem Verhältnis zwischen Vorstellungen und Phänomenen von Liebe und Hass (welche, wie gesagt, den Willen einschließen) . . . Alle Umstände sind hier und dort analog.« Im einzelnen: 1. »Zwischen Vorstellungen finden wir keine Gegensätze außer dem der Objecte.« Aber dasselbe Object kann geliebt und gehasst werden. Diese Polarität findet sich denn auch im Urtheile. Dieselbe Vorstellung kann anerkannt und geleugnet werden. 2. In

[1]) Brentano, a. a. O. pag. 291 ff.

der Vorstellung finden wir keine Intensität, sondern nur größere oder geringere Schärfe des Vorstellungsinhaltes. Liebe und Hass aber können mit größerer und geringerer Energie auftreten. Und hiezu steht in Analogie das größere oder geringere Maß von Gewissheit in Überzeugung und Meinung. 3. Für Vorstellungen gibt es keinen objectiven Wertmaßstab und keine Wertpolarität. Im Bereiche von Liebe und Hass unterscheiden wir Gut und Böse. Ebenso im Bereiche des Urtheils Wahrheit und Irrthum. 4. Endlich: Liebe und Hass folgen eigenen psychischen Gesetzen, denen der Ethik; ebenso Erkenntnis und Irrthum denen der Logik.

All das können wir mit wenigen Mentalreservationen acceptieren. Allein wofür spricht es? Offenbar nicht so sehr für eine fundamentale Verschiedenheit von Urtheil und Wille, als vielmehr für deren innige Verwandtschaft.

12. In ähnlicher Weise hat schon Windelband a. a. O. Brentano kritisiert, ohne aber die Sache durch eine psychologische Analyse aufzuklären. Allein die Erkenntnis, dass Wille und Überzeugung verwandt seien, ist überhaupt nicht neu. Schon die Stoiker haben das willkürliche Element im Urtheil, die *συγκατάθεσις*, betont. Vergleiche Sextus Empiricus[1]): *Τὸ μὲν γὰρ φαντασιωθῆναι ἀβούλητον ἦν . . . τὸ δὲ συγκαταθέσθαι . . . ἔκειτο ἐπὶ τῷ παραδεχομένῳ τὴν φαντασίαν.* Descartes hat die Identität von Wille und Überzeugung als selbstverständlich angesehen. Er sagt z. B. in der 4. Meditation von der »*volonté ou liberté du franc arbitre*« folgendes: »*Car elle consiste seulement en ce que nous pouvons faire une même chose ou ne la faire pas, c'est-à-dire affirmer ou nier, poursuivre ou fuire . . . les choses que l'entendement nous propose.*« Und ganz klar und scharf in den »*principia philosophiae*«[2]): »*Atque ad iudicandum requiritur quidem intellectus* (Vorstellungsvermögen, *entendement*), *quia de re, quam nullo modo percipimus, nihil possumus iudicare, sed requiritur etiam voluntas, ut rei aliquo modo perceptae assensio praebeatur.*« Und schließlich ist es doch nur eine Übertreibung dieser an und für sich richtigen Erkenntnis, wenn Spinoza definiert[3]): »*venit hic notandum me per voluntatem affirmandi et negandi facultatem, non autem cupiditatem intelligere . . .*«, woraus er dann den Satz ableitet[4]): »*Voluntas et intellectus unum et idem*

[1]) Sextus Empiricus, adv. Mathemat. VIII, 397.
[2]) Descartes, *Principia philosophiae.* I, 34.
[3]) Spinoza, Ethik. II, prop. 48 schol.
[4]) Spinoza, Ibid. prop. 49 coroll.

sunt.« Nun kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, die Frage, ob Entschluss und Überzeugung identisch sind, oder worin sie sich unterscheiden, eingehend zu erörtern. Nur auf einen in die Augen springenden Unterschied sei hier hingewiesen. Er betrifft den Gegenstand der Überzeugung und des Entschlusses. Der letztere muss sich offenbar auf eine künftige Handlung des Subjectes beziehen, die erstere muss stets ein Object haben, das der Sphäre unseres Einflusses entrückt ist. Und deshalb hätte ich nicht gar viel einzuwenden, wollte jemand folgende, etwas paradoxe Definition aufstellen:

Überzeugt sein heißt: zu einer äußeren Thatsache entschlossen sein. Entschlossen sein heißt: von einer eigenen künftigen Handlung überzeugt sein.

Aber auch hiemit kann ich die Erörterung noch nicht abbrechen. Denn es könnte sonst der Schein entstehen, als hielte ich wirklich diese active Seelenthätigkeit, welche die Vorstellung festhält oder verdrängt, annimmt oder ablehnt, für eine letzte und nicht weiter zurückführbare psychische Thätigkeit. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Und auf jene, die etwa dieser Anschauung sein mögen, möchte ich ein Wort Spinozas anwenden[1]: *»Ideas igitur veluti picturas in tabula mutas aspiciunt, et hoc praejudicio praeoccupati non vident ideam, quatenus idea est, affirmationem aut negationem involvere. Deinde qui verba confundunt cum idea . . . putant se posse contra id quod sentiunt velle, quando aliquid solis verbis contra id quod sentiunt affirmant aut negant.«* In der That, die Vorstellungen sind nichts Todtes und Unwirksames, und jene Thätigkeit des Festhaltens oder Beiseiteschiebens, die wir der Kürze halber dem Subjecte zuschrieben, wird in Wahrheit als die Wirksamkeit aller in dessen Bewusstsein aufgespeicherten Vorstellungen, als Wirkung des gesammten Bewusstseinsinhaltes anzusehen sein.

Sehen wir uns nur das erste Beispiel, welches den Satz: Paul ist krank, betraf, noch einmal an. Wann werde ich dieser Nachricht Glauben schenken? Wenn ich weiss, dass Paul häufig unwohl ist, wenn ich ihn lange nicht gesehen, wenn ich seinetwegen beunruhigt bin, kurz, wenn diese neue Vorstellung zu meinen alten Vorstellungen passt, mit ihnen zusammenstimmt, wenn sozusagen die neue Vorstellung von ihren älteren Schwestern angezogen und ihrem Reigen wie von selbst angegliedert wird. Dagegen, wenn ich

---

[1]) Spinoza, Ethik, prop. 49 schol.

Paul vor einer Stunde munter und wohlauf gesehen habe, dann wird diese Erinnerung die Vorstellung »kranker Paul« abstoßen und aussondern, der Andrang der Gegeninstanzen wird sie beiseite schieben.

Es handelt sich hier also um eine Associationswirkung höherer Ordnung. Nicht eine einzelne Vorstellung, sondern der Gesammtinhalt des Bewusstseins wirkt in der Zustimmung oder Leugnung auf die neue Vorstellung ein. Und diese höhere, zusammengesetzte Natur des Vorganges erzeugt den Schein der Freiheit, weil das Compliciertere auch stets das Unübersehbarere sein muss. Der Act der Überzeugung verhält sich zur einfachen Ideenassociation wie der Wille zum Reflex. Es liegt also hier nicht eine einfache psychische Thätigkeit vor, sondern das scheinbare Festhalten und Wegschieben der Ideen ist in Wahrheit eine Wirkung des Drängens und Stoßens der Ideen selbst. Nur eine besondere Form der Ideenfolge, nur das formale Element der Succession, ist dasjenige, was hier (wie bei allen anderen psychischen Vorgängen) auf den Inhalt der Vorstellungen in keiner Weise zurückgeführt werden kann. Nicht ein specifisches Seelenvermögen haben wir also neben den Vorstellungen im Überzeugungsurtheil zu erblicken, sondern bloß eine besondere Art der Vorstellungsabfolge. Mit dieser Auffassung stimmt zunächst Wundt überein[1]), wenn er den Willen in der Apperception hinstellt als resultierend »aus dem Gesammtinhalte des Bewusstseins in seiner Entwickelung«. Auch kann ich speciell in Bezug auf die Überzeugung Jerusalem zustimmen, wenn er sie definiert[2]) als »das Gefühl des Zusammenstimmens mit meinem bisherigen Bewusstseinsinhalte, mit meiner bisherigen Weltanschauung«. Aber schon Descartes hat das Wesen der Sache deutlich erkannt, wie sich unzweifelhaft aus folgender Stelle der 6. Meditation ergibt, welche von dem Zweifel an der Realität der Außenwelt ihren Ausgang nimmt: »*Et je dois rejeter . . . particulièrement cette incertitude si générale touchant le sommeil, que je ne pouvais distinguer de la veille; car à présent j'y rencontre une très notable différence, en ce que notre mémoire ne peut jamais lier nos songes les uns avec les autres et avec toute la suite de notre vie, ainsi qu'elle a de coutume de joindre les choses qui nous arrivent étants éveillés. Et, en effet, si quelqu'un, lorsque je veille, m'apparaissait tout soudain et disparaissait de même* . . .

---

1) Wundt, a. a. O. pag. 71 ff.

2) Jerusalem, a. a. O. pag. 199.

ce ne serait pas sans raison, que je l'estimerais un spectre ou un fantôme formé dans mon cerveau et semblable à ceux, qui s'y forment quand je dors, plutôt qu'un vrai homme. Mais lorsque j'apperçois des choses . . . et que, sans aucune interruption je puis lier le sentiment que j'en ai avec la suite du reste de ma vie, je suis entièrement assuré que je les apperçois en veillant . . .« Darnach brauche ich kaum daran zu erinnern, wie in der That Traumreminiscenzen es sind, an denen wir am drastischesten sehen können, wann und wie wir gewissen Vorstellungen den Glauben, die Überzeugung zu versagen pflegen.

13. Hieran will ich die nach dem Gesagten selbstverständliche Bemerkung knüpfen, dass sich die Überzeugung nicht auf den Satz, also auf die zerlegte Gesammtvorstellung bezieht, sondern auf die Gesammtvorstellung und überhaupt auf jede Vorstellung als solche. Das Überzeugungsurtheil setzt sich somit aus zwei ganz disparaten Elementen zusammen. Auf der einen Seite können wir die zunächst positive Gesammtvorstellung unterscheiden, welche zu dem Bewusstseinsinhalt in Beziehung treten und auf diese Weise eine (affirmative oder negative) Überzeugung herbeiführen kann; auf der anderen die Zerlegung der Gesammtvorstellung in ihre Theile. Die Überzeugung aber findet ihren sprachlichen Ausdruck in der Behauptung, und da kann es leicht den Anschein gewinnen, als ob nicht die zerlegte Vorstellung, sondern das Verhältnis der Theile zu einander Gegenstand des Überzeugungsurtheiles wäre; als ob z. B. in dem Urtheile: Der Löwe fliegt nicht, nicht die Gesammtvorstellung »fliegender Löwe«, sondern die Verbindung oder Ineinssetzung der Begriffe Löwe und Fliegen abgelehnt würde. Daher die herkömmliche Auffassung, als liege das Wesen des Urtheils in der Verbindung oder Trennung der Theilvorstellungen. Dem gegenüber stimme ich mit Brentano darin vollständig überein, dass sich die Thätigkeit des »Anerkennens und Verwerfens« auf einzelne Gesammtvorstellungen bezieht. Ja, er selbst hat sich genöthigt gesehen, bei der Transformation kategorischer Urtheile in Existenzialsätze die Gesammtvorstellung aus ihren Theilen zusammenzusetzen, so z. B. wenn er[1]) das Urtheil: »Irgend ein Mensch ist krank« umwandelt in den Existenzialsatz: »Es gibt einen kranken Menschen.« Neben dieser principiellen Übereinstimmung verschlägt es eigentlich wenig, wenn ich seine specielle Behauptung, die Ur-

---

[1]) Brentano, a. a. O. pag. 283.

theile: »Alle Menschen sind sterblich« und »Es gibt nicht unsterbliche Menschen« seien identisch, als richtig nicht anerkennen kann. Denn hier werden zwei verschiedene Gesammtvorstellungen vertauscht. Die eine hat zum Inhalt etwa eine Unzahl von alternden, kränkelnden, sterbenden Menschen und wird bejaht; die andere hat zum Inhalt etwa einen uralten, dabei aber noch immer jugendfrischen Greis, und wird verneint. Es ist übrigens selbstverständlich, dass diese anschaulichen Vorstellungen nur beispielsweise eingeführt wurden.

Auch glaube ich nicht, dass diese Transformationen gerade in Existenzialsätze erfolgen müssten. Denn in unserem Bewusstsein finden sich ja auch Vorstellungen wohl aufgenommen und eingegliedert, denen keineswegs eine reale Existenz entspricht, so z. B. die des Centauren, über deren Beziehung zum Existenzbegriff nun wohl schon genug gestritten ist. (Dies steht keineswegs im Widerspruche mit der Thatsache, dass der Inhalt einer jeden Vorstellung als ein existirender in ihr enthalten ist, gilt dies doch sogar von abgelehnten und verneinten Vorstellungsinhalten.) Vielmehr müsste eine solche Transformation von Überzeugungsurtheilen m. E. eigentlich so geschehen:

Der Mensch ist sterblich = Die Vorstellung: »Sterblicher Mensch« stimmt mit meinen Erfahrungen.

Der Mensch ist nicht unsterblich = die Vorstellung: »Unsterblicher Mensch« stimmt nicht mit meinen Erfahrungen.

Ich sage: der Mensch, nicht: alle Menschen, weil ich sonst den Satz mit Sigwart für ein plurales Urtheil hielte. Doch dies erfordert eine besondere Erörterung, und überhaupt ist es Zeit, die anschaulichen Vorstellungen zu verlassen und noch vor Schluss dieses Abschnittes kurz die Frage zu berühren, wie es mit den sogenannten Begriffsurtheilen bestellt ist.

14. Die Eintheilung der Urtheile in Einzel- und Begriffsurtheile ist an und für sich eine ganz selbständige und durchkreuzt sich mit der in Mittheilungs- und Überzeugungsurtheile. Daher gibt es principiell ebensogut Begriffsurtheile, die nicht Überzeugungsurtheile, wie Überzeugungsurtheile, die nicht Begriffsurtheile sind. Wenn z. B. jemand fremde Länder erforschte, dort neue Thiergattungen entdeckte und von diesen dann zu Hause Beschreibungen lieferte, so würde er dabei Begriffe bestimmen, ohne eine Behauptung aufzustellen, ohne einer Überzeugung Ausdruck zu geben, sondern einfach in der Absicht der Mittheilung. In der Regel aber sind die Begriffe

hinlänglich bekannt, und Urtheile, welche sie betreffen, haben nicht den Zweck, neue Begriffe zu beschreiben, sondern über alte Begriffe und ihre Beziehungen Behauptungen aufzustellen, die betreffende Überzeugung auszusprechen.

Unter Begriffen verstehe ich hier aber Begriffe im wissenschaftlichen Sinne, also Begriffe, welche Classen von Gegenständen, Eigenschaften, Zuständen zusammenfassen. Es wurde schon an einem früheren Orte angedeutet, wie das einzelne Wort dazu gelangt, einen wissenschaftlichen Begriff, also einen Qualitätencomplex zu bezeichnen. Ebenso wurde schon oben bemerkt, dass die wissenschaftlichen Begriffe nicht Bestandtheile, sondern Gegenstände des Denkens sind. Die Vernachlässigung dieser Umstände hat aber bei Betrachtung der Urtheile die allermeiste Verwirrung verursacht.

Es ist nämlich klar, dass in Betreff dieser Begriffe, welche fast ausschließlich classificatorischen und systematischen Zwecken dienen, zweierlei Behauptungen aufgestellt werden können. Es kann nämlich 1. die Zugehörigkeit eines Merkmales zu einem Merkmalscomplexe und 2. die Über- oder Unterordnung zweier Merkmalscomplexe behauptet werden. Dieser Unterschied tritt am deutlichsten in der doppelten Art der Definition hervor. Es kann ein Begriff definirt werden einmal durch taxative Aufzählung aller ihm eigenthümlichen Merkmale, und dann durch Angabe des ihm übergeordneten Begriffes und des hinzutretenden unterscheidenden Merkmales. Mit anderen Worten, es kann ein Begriff bestimmt werden in Bezug auf seinen Inhalt oder in Bezug auf seinen Umfang.

Nun ist es bekannt, dass die herkömmliche Logik das Schwergewicht auf die letztere Seite gelegt hat und ihr Bestreben darauf richtete, jedes Begriffsurtheil als ein Subsumptionsurtheil auszudeuten. Gegen diesen Unfug haben sich in neuerer Zeit gewichtige Stimmen erhoben, vor allem J. St. Mill[1]) und Wundt.[2]) Kann ich auch nicht so weit gehen wie der Erstere, welcher meint, kein Satz, der eine inhaltliche Auffassung zulasse, dürfe umfänglich verstanden werden, so stimme ich doch dem letzteren zu, wenn er sagt: »Es entbehrt jeden Sinnes zu sagen, irgend eine Eigenschaft sei etwas allgemeineres, als das Ding, das (sie) besitzt . . .«

Uns aber interessiert hier zumeist die Form solcher Urtheile, als deren Beispiel wir die beiden Sätze ansehen wollen: der Karpfen ist beschuppt, und: der Karpfen ist ein Fisch.

[1]) J. St. Mill, Exam. etc. pag. 419 ff.

[2]) Wundt, a. a. O. pag. 91 ff.

Zuerst ein Wort über die Bezeichnung des Subjectbegriffes. Würde als Subject dieser oder jener Karpfen stehen, so wäre dieses zweifellos ein Einzelurtheil. Aber Sigwart[1]) hat überzeugend dargethan, dass dieser Charakter sich nicht ändert, wenn ich nun zu den Urtheilen fortschreite: Dieser und jener Karpfen sind beschuppt, drei Karpfen sind beschuppt, einige Karpfen, viele Karpfen, alle Karpfen sind beschuppt. Dieses letzte, gemeinhin als begrifflich universal bezeichnete Urtheil ist in Wahrheit ein empirisch plurales: es handelt gar nicht von dem wissenschaftlichen Begriffe Karpfen, sondern nur in abgekürzter Form von einer unbegrenzten Anzahl einzelner individueller Karpfen. Der Begriff Karpfen ist also nicht durch »alle Karpfen«, sondern einfach durch »der Karpfen« zu bezeichnen. Dass dies mit dem Sprachgefühl übereinstimmt, erhellt auch — um noch einmal auf den berüchtigten Centaur zurückzukommen — daraus, dass man wohl sagen kann: der Centaur ist zur Hälfte ein Pferd (das gehört zu den Merkmalen des Begriffes Centaur) nicht aber: alle Centauren sind zur Hälfte Pferde, was sich auf alle einzelnen Individuen beziehen und deshalb unsinnig sein würde.

Das Wichtigste aber, wie gesagt, ist uns hier die Form der Aussage. »Der Karpfen ist beschuppt« ist nämlich der Form nach ein modificatorisches, »der Karpfen ist ein Fisch« ein contaminatorisches Urtheil. Es sieht so aus, als ob das erste Urtheil den Hörer auffordern sollte, einen unbeschuppten Karpfen in seiner Phantasie mit Schuppen zu bekleiden, und als ob das letzte Urtheil ihn anweisen sollte, mit der Vorstellung eines Karpfens auch die eines Fisches zu verbinden. Allein beides ist offenbar nur ein Schein. Denn, wie schon hinreichend dargethan, kann sich niemand den Begriff eines Karpfens, weder mit noch ohne Schuppen, weder als Fisch, noch als Nicht-Fisch vorstellen. Also weder die Identität des Wortes Karpfen, noch die Identität der Aussageform darf uns daran irre machen, dass der wissenschaftliche Begriff, d. h. der constante Complex von Qualitäten, von den Individuen, denen jene Qualitäten zukommen, durchaus verschieden ist.

15. Von diesen Urtheilen über Begriffe sind aber die Urtheile in Begriffen scharf zu unterscheiden. Ich verstehe darunter solche Urtheile, welche nicht mehr anschauliche Vorstellungen auslösen, sondern einfach mechanisch und äußerlich aufgefasst werden, Urtheile

---

[1]) Sigwart, a. a. O. pag. 209 ff.

also, die in allgemeinen Namen vor sich gehen. Über ihre Bedeutsamkeit für das Denken wird der 5. Abschnitt handeln. Hier genüge weniges.

Es erhebt sich die Frage, ob neben ihnen im Sprecher ebenfalls associative Complicationen, sozusagen anschauliche Urtheilscorrelate entstehen, welche den anschaulichen Begriffscorrelaten entsprechen würden? Diese Frage ist nicht besonders wichtig, weil diese eventuellen Associationsreste ja wohl kaum in den eigentlichen Mechanismus des Denkens eingreifen könnten; und ihre Beantwortung ist äußerst schwierig, weil zu den übrigen Umständen, welche schon die Analyse der Begriffscorrelate erschwerten, hier noch die zeitliche Auseinanderziehung im Satze tritt. Trotzdem möchte ich der Sache nicht aus dem Wege gehen, und gebe im Folgenden möglichst kurz die Ergebnisse meiner genauen Selbstbeobachtung wieder. Mit Sicherheit glaube ich sagen zu können, dass beim langsamen Sprechen eines Satzes sämmtliche anschauliche Begriffscorrelate, die den einzelnen Worten entsprechen, durch mein Bewusstsein huschen. Nun müssten wohl jene Philosophen, die in dem Urtheil in herkömmlicher Weise eine Verbindung von Begriffen erblicken, erwarten, dass diese anschaulichen Begriffscorrelate untereinander eine Synthese eingehen und auf diese Weise ein Correlat des ganzen Urtheiles entstehen würde. Folgendes aber bestimmt mich dazu, eine solche Synthese nicht anzunehmen. Die anschauliche Gesammtvorstellung, z. B. Peter und Paul, einander begegnend, enthält die einzelnen Theilvorstellungen, z. B. Peter und Paul in einer gewissen Relation, hier des Begegnens. Wenn ich nun diese Begegnung erzähle, so flimmern gewiss neben dem eigentlichen Erinnerungsbild auch noch die anschaulichen Begriffscorrelate für die Worte Peter und Paul vor dem Auge meiner Phantasie. Allein diese Correlate sind nicht in einer besonderen Weise, die dem Begegnen entsprechen würde, mit einander combiniert, sondern es gesellt sich das Correlat des Wortes »Begegnen«, einfach als gleiches Element zu ihnen. (Nebenbei sieht das Correlat für Begegnen bei mir etwa so aus: ein intensiv gelbes Geländer, auf dem die Buchstaben E und G in currenter Druckschrift mit blasser schwarzer Farbe aufgetragen sind, dann ein ganz vages G e f ü h l, dass die Enden gegen die Mitte hin streben, und das Lautbild.) Dem Worte, das die Relation ausdrückt, entspricht also nicht etwa eine bestimmte Relation der einzelnen anschaulichen Correlate, sondern lediglich das Correlat des Relationswortes.

Dagegen will ich nicht leugnen, dass eine associative Complication stattfinden könne zwischen der analysierten Gesammtvorstellung und den Lautbildern der hervorstechendsten Worte des Urtheils. Wenn ich z. B. sage: mein Freund S. ist so ein lieber Mensch!, so dürfte zwischen dem Gesichte des S. und insbesondere dessen freundlichem Ausdrucke, den eben das Urtheil darlegen will, einerseits und dem Worte »lieb« andererseits eine recht innige Association eintreten können, so dass mir in Zukunft das Wort die Vorstellung und die Vorstellung das Wort ins Gedächtnis rufen können. Das ist alles, was ich über diesen schwierigen Punkt beizubringen hätte. Endlich kann hier nicht zweifelhaft sein, dass auch der Einzelne in Urtheilen denken kann; und zwar einmal, indem er eine Gesammtvorstellung durch begleitende stumme Worte zerlegt, und dann, indem er ganz ohne Gesammtvorstellungen Wortverbindungen abhaspelt.

Hierüber aber, wie gesagt, im V. Abschnitte ein Mehreres.

16. Und hiemit schliessen wir unsere Bemerkungen über das Urtheil ab.

Wir haben gesehen, wie es zuerst der Drang nach Mittheilung und Verständigung ist, der die einheitliche Gesammtvorstellung nöthigt, in eine zeitliche Reihe von Worten, den Satz, auseinanderzutreten; wie die Fähigkeit zu dieser Zerlegung, das Reden, die Fähigkeit zu dem entsprechenden Wiederaufbau, dem Verstehen bedingt; wie die Gesammtvorstellung in Beziehung mit dem übrigen Inhalte des Bewusstseins tritt und so das Phänomen der Überzeugung entsteht, welche in der Behauptung ihren sprachlichen Ausdruck findet; endlich wie die auf solche Weise erworbene Fähigkeit, Vorstellungen durch Wortreihen zu ersetzen, auch dann zur Anwendung gelangen kann, wenn es sich nicht mehr um ein Zwiegespräch, sondern um das lautlose Denken des Einzelnen handelt. Und wir sind dabei abermals auf die Frage gestoßen: Wie geht nun unser stilles Denken in Wahrheit vor sich? »In anschaulichen Einzelvorstellungen oder in allgemeinen Worten?« so fragten wir früher. »In anschaulichen Gesammtvorstellungen oder in Abfolgen von allgemeinen Worten?« so müssen wir jetzt hinzusetzen. Aber erst wenn diese Frage zum drittenmale sich erhoben haben wird, werden wir an ihre Beantwortung gehen können.

IV. ABSCHNITT.

Satzverbindung und Schluss.

1. Auch wer alles vorhergehende billigen würde, könnte leicht meinen, dass wir an einen Punkt gelangt sind, wo unser Ableitungsprincip den Dienst versagt. Er könnte etwa sagen: Auch der Einzelne, den du mit noch so hohen Erkenntniskräften ausstatten magst, wird, so lange er nicht allwissend ist, d. h. so lange ihm nicht die Zukunft und die Vergangenheit ebenso deutlich vor Augen liegt wie die Gegenwart, einen zeitlichen Fortschritt seines Denkens nöthig haben. Auch in ihm müssen die Gesammtvorstellungen wechseln. Auch er wird seine Kenntnisse von den unmittelbar gegebenen Daten der Sinne auf das Gebiet des Unbekannten ausdehnen, er wird also das Unbekannte aus dem Bekannten erschliessen müssen. Und somit scheint wenigstens der Schluss von dem sprachlichen Ausdruck unabhängig zu sein.

Die Voraussetzungen dieses Einwandes gebe ich zu, doch ich leugne die Folgerung. Gewiss, auch der Einzelne wird sein ganzes Erfahrungsmaterial nicht gleichzeitig überschauen und beherrschen, auch er wird eine zeitliche Bewegung seines Denkens verspüren; aber dies glaube ich sicher darthun zu können, er wird diese Fortbewegung nicht in der Form des Schlusses vollziehen, sondern in der Form der Vorstellungsabfolge.

Nehmen wir ein Beispiel. Stellen wir uns vor, unser Einzelner gehe durch den Wald. Da sehe er einen verkohlten Baumstrunk. Nun hätte er wenige Tage vorher ein Gewitter erlebt und dabei es mit angesehen, wie ein niederzuckender Blitz einen Baum gefällt und von ihm nur einen ganz ebenso verkohlten Strunk übergelassen

hätte. Sofort wird nun der neue Eindruck des verkohlten Strunkes diese Erinnerung in ihm wachrufen und seine Phantasie wird sehen, wie der Blitz auch diesen zweiten Baum fällt und verkohlt. Und wenn keine gegentheiligen Erfahrungen vorhanden sind, so wird dieses Bild seiner Phantasie mit seinem Bewusstseinsinhalt übereinstimmen und sich in ihr fixieren. Und so wird er zu der Überzeugung gelangt sein: auch dieser Baum wurde von einem Blitz gefällt und verkohlt.

Dürfen wir aber diesen Vorgang als einen Schlussprocess beschreiben? Ich glaube nicht. Was sich abgespielt hat, ist vielmehr eine Association. Eine sinnlich gegebene Vorstellung hat eine andere wachgerufen. Und diese beiden Gesammtvorstellungen würden nur in der Sprache durch die beiden Sätze ausgedrückt werden: Hier steht ein verkohlter, zerspaltener Stamm; also hat ihn der Blitz getroffen. Dieser sprachliche Ausdruck aber wäre ein Schluss.

2. Diese Auslegung sieht einigermaßen gewagt aus. Ich will versuchen, sie durch Einschränkungen und Erläuterungen zu stützen und zu sichern.

Vorerst behaupte ich nicht, dass der sprachliche Ausdruck für jede Ideenassociation ein Schluss sei. Es ist vielmehr schon eben eine Bedingung angedeutet worden. Das zweite Glied darf nicht ein beliebiges Urtheil sein; es muss vielmehr, um die Conclusio eines Schlusses zu bilden, ein Überzeugungsurtheil sein. Wenn ich sage: Dies ist der Schlossgarten; da habe ich als Kind gespielt, so ist dies gewiss kein Schluss. Denn der Satz: »Hier habe ich als Kind gespielt« ist nicht ein Überzeugungs-, sondern ein Mittheilungssatz; er enthält unter gewöhnlichen Umständen keine Behauptung. Ändern wir aber einmal diese Umstände ab: nehmen wir an, meine Erinnerung an die Jugend sei zweifelhaft geworden, und erst durch den erneuten Eindruck werde sie wieder wachgerufen. Dann enthält derselbe Satz eine Behauptung und lautet dann: »Hier ist der Schlossgarten, — also hier habe ich als Kind gespielt.« Und damit ist auch die äußere Form eines Schlusses hinzugetreten.

Wir können aber auch diese selbe Bedingung anders ausdrücken. Die associativ erweckte Vorstellung muss, um als Überzeugung gedacht zu werden, bis dahin unbekannt gewesen sein. Denn wäre sie eine schon von vornherein gegebene, so wäre für einen Act des »Anerkennens« jetzt kein Raum. Andererseits muss die erregende Vorstellung, eben als solche, eine empirisch — sei

es als Sinnesempfindung, sei es als Erinnerungsbild — gegebene sein. Mit anderen Worten, wir können den Schluss definieren als »den in zwei Sätzen auftretenden sprachlichen Ausdruck für ein durch Association verbundenes Vorstellungspaar, von denen die zweite neu ist und als eine Überzeugung gedacht wird.«

3. Nun hat aber der Leser lange genug den Kopf geschüttelt und gefragt, seit wann denn der Schluss zweigliedrig sei, da er doch in allen Handbüchern gelesen, zu einem giltigen Schlusse seien zwei Prämissen und eine Conclusio erforderlich? Nun, da will ich zunächst ein bemerkenswertes Zeugnis anführen. In seiner Logik sagt Wundt[1]): »So kommt es, dass überall, wo die Verbindungen leicht sich vollziehen, unser psychologisches Denken eine der Prämissen des Schlusses unterdrückt.« Dieses Zeugnis gibt wohl schon allein zu denken. Doch es ist nicht vereinzelt. Binet, dessen Schlusstheorie wir gleich kennen lernen werden, und der dabei auf die Dreigliedrigkeit das größte Gewicht legt — er selbst bezeichnet seine Ansicht als die Theorie *d'une opération à trois termes* — führt einmal[2]) unbewusste Schlüsse von Kranken an und gibt sie in der natürlichen und einfachen Form des »psychologischen Denkens«. So liest man: Ich habe ihm einen Faustschlag gegeben — also muss er die Verletzung davon aufweisen; oder: es ist spät — also habe ich Hunger. Niemand wird leugnen können, dass man im Leben wirklich so schließt; aber niemand wird auch leugnen können, dass diese Schlüsse zweigliedrig sind. Auch ist es klar, dass sie sich unserer Definition fügen: die Vorstellung des Faustschlages ist die empirisch gegebene Prämisse; diese Vorstellung zieht die des blauen Fleckes associativ nach sich; und indem diese bisher unbekannte Thatsache bejaht wird, zeigt sie sich als eine wahre Conclusion.

Wie steht es aber mit der angeblichen Unentbehrlichkeit der zweiten Prämisse? Zunächst ist es klar, dass die wirklich nachweisbare Prämisse aller angeführten Beispiele der sogenannten Minor der traditionellen Schlussfolgerung entspricht. Was fehlt ist hingegen die sogenannte Major. Wie müsste nun die Major und überhaupt der ganze Schluss im Falle des zuletzt angeführten Beispieles lauten? Offenbar so: Wer einen Faustschlag erhalten hat, muss eine

---

1) Wundt, Logik, pag. 68.

2) Binet, a. a. O. pag. 152.

Spur desselben aufweisen. Dieser Mann hat einen Faustschlag erhalten. Ergo muss dieser Mann die Spuren aufweisen.

Nun scheint es mir klar, dass diese Major nicht ein Gedanke ist, der von den in Minor und Conclusio ausgesprochenen Gedanken verschieden wäre, sondern dass sie bloß dieselbe Ideenverbindung, die sich in dem Fortschritt von der Minor zur Conclusio kundgibt, noch einmal enthält, aber nicht als einmaliges psychologisches Ereignis, sondern als allgemeine Regel. D. h. aber genau gesprochen: die beiden Vorstellungen, welche der Minor und Conclusio entsprechen, — Faustschlag und Beule — sind hier bereits in eine einzige Gesammtvorstellung — Beule des mit der Faust Geschlagenen — zusammengefasst. Mit anderen Worten, jene Erkenntnis, die durch den Fortschritt von der Minor zur Conclusio erst gewonnen wird, ist in der Major bereits in einer fertigen und erstarrten Form enthalten. Es besteht also psychologisch die Gleichung:

$$\text{Minor} + \text{Conclusio} = \text{Major.}$$

Nun ist aber evident, dass, wenn die Minor ein augenblickliches empirisches Datum ist, gerade diese Major dem Subjecte nie in den Sinn kommen kann, ehe ihm die Conclusio eingefallen ist. Das Verhältnis stellt sich somit so dar: die Minor erweckt associativ die Conclusio. Hiemit ist der eigentliche Schlussprocess abgeschlossen. Die Major ist nur eine nachträgliche Bestätigung, mit der die objective Giltigkeit des vollzogenen Schlusses gemessen werden kann. So ergibt sich, dass die Major für die psychologische Thätigkeit des Schlusses unwesentlich ist, wichtig aber nur für seine logische Richtigkeit. Es bleibt also dabei, dass der Schluss, wenn er empirisch stattfindet, ein zweigliederiger Vorgang ist, in welchem eine neue Vorstellung durch eine alte associativ erzeugt wird.

4. Nach diesen Erläuterungen noch ein paar Zeugnisse, die mit meiner Anschauung darin übereinstimmen, dass sie den Schluss für einen Associationsvorgang halten, der von einer bekannten zu einer unbekannten Einzelvorstellung fortschreitet.

Schon der Renaissance-Philosoph Bernardino Telesio erklärt[1] »die Erkenntnis für ein Vermögen, die unbekannten Eigenschaften und Bedingungen der Dinge zu entdecken . . . Schliessen heißt nur auf die gedachte Weise die fehlenden Eigenschaften erkennen«. Dann findet man ihrer Art ausgezeichnete Darlegungen

[1]) Höffding, a. a. O. pag. 106.

bei Locke in dem Capitel *of reason.* Da heisst es[1]: »*To infer is nothing but by virtue of one proposition laid down as true, to draw in another as true.*« Dann analysiert er den psychologischen Vorgang und löst den Schluss: »*Man shall be punished in another world — then man can determine himself*« in folgende Vorstellungsreihe auf: »*Man shall be punished — God the punisher — just punishment — the punished guilty — could have down otherwise — freedom — self-determination.*« Ebenso setzt er für den Schluss: »*Animal vivens — homo animal — Ergo homo vivens*« die Vorstellungsreihe: »*Homo — animal — vivens.*« Endlich sagt er[2]: »*As if we could not reason and have knowledge about particulars: whereas in truth, the matter rightly considered, the immediate object of all our reasoning and knowledge is nothing but particulars.*« Dann sagt in neuester Zeit Binet[3]: »Jeder Schluss geht vom Einzelnen zum Einzelnen« und weiterhin[4]: »Dies ist also die Function des Schlusses: er erweitert das Gebiet unserer Empfindungsfähigkeit und erstreckt es auf alle Gegenstände, die unsere Sinne nicht unmittelbar erkennen können. So ist er ein ergänzender Sinn.« Aehnlich sagt Meynert[5]: »Ein Mensch ist auf eine unbekannte Insel gerathen und findet dort eine Uhr. Sofort schließt er, dass die Insel . . . jedenfalls ein Mensch betreten habe . . . (es) ist das Bild der Uhr oft mit dem des Menschen zusammen erregt worden . . . Die Reproduction der Uhr . . . hebt . . . das Bild des Menschen ins Bewusstsein. Aus einer vorhandenen Wahrnehmung wird eine nicht vorhandene erschlossen. Der Gehirnmechanismus vermag Schlussprocesse zu bilden.« Vgl. endlich auch die verwandten Ausführungen J. St. Mills im 2. Buche seiner Logik.

5. An dieser Stelle möchte ich auch die nun so oft erwähnte Schlusstheorie von Binet besprechen. Dieser geht davon aus, dass auch die äußere Wahrnehmung dem Schluss in hohem Maße analog sei. So wie nämlich der Schluss von einem gegebenen Datum zu einem nicht gegebenen fortschreite, so ergänze auch die Wahrnehmung die spärlichen Data der unmittelbaren Sinnesempfindung zu einem complicierten Ganzen. Beide seien ein »Übergang der Erkenntnis vom Bekannten zum Unbekannten auf Grund früherer Erfahrungen

---

[1]) Locke, a. a. O. IV, 17, 4.

[2]) Locke, Ibid. 8.

[3]) Binet, a. a. O. pag. 9.

[4]) Binet, a. a. O. pag. 149.

[5]) Meynert, Die Mechanik des Gehirnbaues, pag. 10.

und einer zu diesen bestehenden Ähnlichkeitsbeziehung«.[1]) Die Größe und Existenz einer Orange nehme ich wahr, obwohl mir die Gesichtsempfindung kaum mehr als einen farbigen Fleck liefert. Allein alle übrigen Eigenschaften einer Orange waren in früheren Fällen mit einem ebensolchen farbigen Fleck verknüpft, und indem zunächst die gegenwärtige Empfindung die frühere wachruft — Association der Ähnlichkeit — und dann diese die coexistierenden Qualitäten — Association der Berührung —, wird aus der Sinnesempfindung die Wahrnehmung. Ganz ebenso ruft in einem oben angezogenen Beispiel der Anblick eines verkohlten Baumstrunkes einen früheren ähnlichen Anblick wach — Association der Ähnlichkeit — und dieser den Blitz — Association der Berührung. In beiden Fällen also bleiben die früheren Erfahrungen unbewusst und bilden doch die Grundlage des Processes: das eine Mal das Associationsmaterial, das andere Mal die Major. Der Sinnesempfindung dort entspricht hier die Minor, der Wahrnehmung die Conclusio. Was folgt hieraus? Nicht, dass der Wahrnehmung ein unbewusster Schlussprocess zugrunde liegt; im Gegentheil: derselbe wesentlich wortlose Associationsvorgang kann das einemal als Wahrnehmung, das anderemal als Schluss angesprochen werden.

Soweit Binet in freier Wiedergabe. Im großen und ganzen halte ich diese Betrachtung für eine der größten Errungenschaften moderner Psychologie. Und es wäre zu hoffen, dass damit jene Rede von dem unbewussten Wahrnehmungsurtheil ein- für allemal abgethan sei. Hier aber müssen wir uns mit zwei Nebenfragen auseinandersetzen.

6. Einmal kann nicht geleugnet werden, dass, wenn der Schluss weiter nichts wäre als eine Association — vom sprachlichen Ausdruck natürlich abgesehen — derselbe 1. ins Unbegrenzte verlaufen könnte und 2. nicht das Bewusstsein einer Nothwendigkeit aufweisen, keine Beurtheilung auf Wahrheit oder Irrthum zulassen würde. Dies gesteht auch Binet[2]) selbst zu, wenn er vom gewöhnlichen Associationsablauf sagt: »Wie es kommt, dass diese Vorstellungserweckungen keine Schlüsse sind, darüber wüsste ich in Wahrheit nichts zu sagen.« Beiden Mängeln aber kann meines Erachtens abgeholfen werden, indem man das Moment der Überzeugung einführt. Der Associationsprocess kann ins Unendliche verlaufen, aber nur bis

---

[1]) Binet, a. a. O. pag. 82.

[2]) Binet, a. a. O. pag. 157.

er durch eine Überzeugung, die sich in einer Behauptung aussprechen kann, zum Stillstand gebracht wird. Damit ist dann ein Schlussprocess abgeschlossen, und wenn die Associationsreihe sich nun fortspinnt, so beginnt damit ein neuer Schluss. Und ebenso unterliegt nicht die Association als solche, sondern erst ihr Endglied der Anerkennung oder Verwerfung. Freilich wird man nicht unterlassen, mir einzuwenden, ich verwechsle die Wahrheit oder Irrthümlichkeit eines Resultates mit der Giltigkeit oder Ungiltigkeit eines Schlusses, also die materielle mit der formellen Wahrheit. Dem ist aber nicht so. Es wird ja allgemein zugegeben, dass die formelle Wahrheit eine hypothetische sei. Gelten die Prämissen, so folgt aus ihnen die Conclusion, pflegt man zu sagen. Ich kehre dies nur um und sage: Folgt aus der Minor die Conclusio, so ist die Major giltig. Z. B. Ich sehe täglich um die Mittagsstunde einen Mann in ein bestimmtes Haus gehen. Ich schließe, dass er dort wohne. Dieser Schluss ist wie jeder Schluss des wirklichen Denkens ein Analogieschluss. Für ihn gibt es keine formale Wahrheit. Die formale Wahrheit würde erst auftreten, wenn wir die Major hinzunehmen: Wer täglich in dasselbe Haus geht, wohnt dort. Diese Major wäre gewiss gerade so falsch wie jene Conclusio, aber sie liegt auch ebenso nahe. Man kann aber auch aus diesem Beispiel etwas ganz anderes und viel wichtigeres ersehen. Der genannte Schluss ist nämlich richtig als ein Wahrscheinlichkeitsschluss. Was heißt das aber? D. h. logisch, dass die giltige Major lauten würde: Viele Leute, welche etc., wohnen dort. Psychologisch drückt sich aber diese nur wahrscheinliche Geltung aus in dem geringeren Grade der Überzeugung, mit welcher die Folgerung angenommen wird. Man sieht also, dass unsere Auffassung in ungekünstelter Weise die Wahrscheinlichkeitsschlüsse mit den Syllogismen verbindet. Und dies scheint mir geradezu nur unter der Voraussetzung möglich, dass man das oft sogenannte Bewusstsein der Nothwendigkeit nicht auf die Folgerung als solche, sondern auf die Conclusion bezieht, denn es hat schlechterdings keinen Sinn zu sagen, dass der Associationsprocess mit größerer oder geringerer Intensität vor sich gehen könnte. Wollte aber gar jemand Rechenschaft verlangen über den Unterschied zwischen inductiven und deductiven Schlüssen, so müsste ich erwidern, dass es deductive und inductive Schlüsse ebensowenig gibt wie analytische und synthetische Urtheile; sondern was es in Wahrheit gibt, sind Urtheile und Schlüsse im Dienste der analytischen und deductiven, respective synthetischen

und inductiven Methode. Sokrates ist ein Mensch — ergo ist er sterblich — dieser Analogieschluss kann sowohl deductiv als inductiv verwendet werden. Stets beruht er auf der Voraussetzung, dass viele andere Menschen gestorben sind, und stets drängt mich die Ähnlichkeit der Umstände, auch Sokrates für sterblich zu halten. Aber ich kann diese Erwartung nun in doppelter Weise verwerten: einmal kann ich diesen Einzelfall um seiner selbst willen betrachten, und meine auf ihn bezügliche Überzeugung von dem reichen Associationsmaterial als von einem zureichenden Grunde determiniert sein lassen; dann gehe ich deductiv vor, indem ich auf Grund allgemeiner Erfahrungen einen Einzelfall beurtheile. Oder aber ein anderesmal kann ich diesen Fall lediglich als einen Fall mehr ansehen, dessen Besonderheit darin besteht, dass ich ihn auf Grund bloßer Analogie beurtheilen kann, und der insofern typisch ist für alle ähnlichen Fälle; dann gehe ich inductiv vor. Mit anderen Worten, in der deductiven Verwendung sagt mir der angeführte Schluss: Sokrates der Sohn des Sophroniskos als Individuum muss sterben; in der inductiven Verwendung aber sagt er: Sokrates als Glied der Gattung Mensch muss sterben. Dem ersten Satze könnte man noch hinzufügen: weil jeder andere auch sterben muss, dem zweiten: und also muss auch jeder andere sterben.

7. Aber, wie gesagt, noch ein zweiter Einwand erhebt sich gegen die Binet'sche Theorie in ihrer derzeitigen Fassung. Es erscheint nämlich sehr fraglich, ob die Unterscheidung der beiden ersten Glieder des angeblich dreigliedrigen Processes sich aufrecht erhalten lässt, beziehungsweise ob ihrer zweifellosen idealen Unterscheidbarkeit auch eine empirische Unterscheidung entspricht. Ich glaube, der sinnliche Eindruck und die frühere ähnliche Erfahrung werden unter normalen Verhältnissen nicht als zwei getrennte Bewusstseinszustände empfunden, vielmehr folgt unmittelbar die mit der letzteren associierte Vorstellung. Mit anderen Worten, ich glaube, das von Binet selbst formulierte Gesetz der Verschmelzung macht sich auch hier geltend. Deshalb steht es in diesem Falle nicht anders als in jenem einfachen Falle der Berührungsassociation, wo das Wiederauftauchen einer schon einmal dagewesenen Vorstellung auch eine mit der ersten coexistierende Vorstellung erweckt. Auch da müsste man ja ideell die beiden inhaltsgleichen Vorstellungen auseinanderhalten, und erst die spätere die frühere, und dann erst diese die coexistente erregen lassen. Hiemit stimmt aber die innere Erfahrung nicht überein. In einem solchen Falle verschmelzen eben

die identischen Bewusstseinszustände zu einem einzigen. Und genau genommen kann dieser Vorgang nur ein Specialfall der Verschmelzung ähnlicher Bewusstseinszustände sein, da eine vollständige Identität empirisch nicht vorkommen dürfte. Auf eine nähere Erörterung dieser Frage können wir uns hier nicht einlassen. Denn wir würden hiemit an zwei der schwierigsten Probleme der Psychologie rühren: das Verhältnis von Gleichheit und Ähnlichkeit, und das Problem des Wiedererkennens, welches mit dem der Continuität unseres persönlichen Bewusstseins in engster Beziehung steht. Einige Andeutungen über den ersten Punkt sollen im nächsten Abschnitt ihre Stelle finden. Hier muss es genügen, darauf hinzuweisen, dass auch die Verschmelzung ähnlicher, ursprünglich also ununterscheidbarer Vorstellungen unter dieses allgemeine Gesetz fallen muss. Daraus aber ergibt sich für unsere Frage, dass man auf dem empirischen Standpunkte Schluss und Wahrnehmung nicht als dreigliederige, sondern als zweigliederige Processe aufzufassen hat.

8. Wir haben bisher das sprachliche Element vernachlässigt. Darüber genügen aber wenige Worte. Der Mittheilungszweck des Schlusses ist, im Hörer dasselbe Vorstellungspaar ablaufen zu lassen wie im Sprecher. Die beiden Glieder des Associationspaares werden jedes für sich sprachlich ausgedrückt, ihre associative Verbindung aber, welche auf der Wirksamkeit der früheren Erfahrung beruht, findet einen besonderen sprachlichen Ausdruck nicht — wenn nicht jemand die Major dafür nehmen wollte. Es wird also darauf gerechnet, dass der Hörer die beiden Gesammtvorstellungen nicht in todter Selbständigkeit nacheinander bilden, sondern das associative Band reproducieren werde. Man kann deshalb auch sagen, einen Schluss verstehen heisst: von zwei mitgetheilten Vorstellungen die eine associativ aus der anderen hervorgehen lassen.

Von den anschaulichen Correlaten eines Schlusses kann bei der großen Compliciertheit der fraglichen Verhältnisse naturgemäß kaum gesprochen werden. Das erkennt auch Binet an, wenn er sagt[1]: »Was in meinem Geiste vorgeht, wenn ich sage: Alle Menschen sind sterblich, Sokrates ist ein Mensch, also ist er sterblich, darüber weiß ich nichts Genaues. Es scheint mir, dass ich eine Abfolge verworrener Bilder wahrnehme.«

Betrachten wir zum Schlusse mit ein paar Worten die Bedeutung des Schlusses für das Denken, so ergibt sich aus dem

---

[1]) Binet, a. a. O. pag. 140.

Gesagten Folgendes: auch der zusammenhängende Gedankenverlauf kann sich in doppelter Weise vollziehen. Entweder als eine Reihe anschaulicher Gesammtvorstellungen, deren eine die andere associativ erzeugt, und welche von Zeit zu Zeit durch ein Ergebnis unterbrochen wird, das, mit dem übrigen Bewusstseinsinhalt verglichen, zu einer Überzeugung führt; oder als eine Kette von innervierten Sätzen, jeder zusammengesetzt aus allgemeinen Worten, von denen ab und zu einer eine Behauptung enthält.

Und somit stehen wir zum dritten Male vor der Frage: Wie geht das Denken wirklich vor sich? Oder besser, wann geht es auf die eine, wann auf die andere Weise vor sich? Und jetzt sind wir zu ihrer Beantwortung hinreichend vorbereitet und wenden uns deshalb im letzten Abschnitt dieser wichtigsten Untersuchung zu.

V. ABSCHNITT.

Anschauliches und begriffliches Denken.

1. Mit allem Vorstehenden habe ich zu zeigen gesucht, dass es zweierlei Formen des Denkens gibt. Die intuitive, anschauliche ist die ursprüngliche: sie bewegt sich in Vorstellungen und Vorstellungspaaren; sie erfordert keine Vielheit der Personen; sie ist möglich im Einzelnen. Die discursive, begriffliche ist secundär: sie bewegt sich in Worten, Sätzen und Schlüssen. Sie setzt eine Vielheit voraus und beruht auf Mittheilung.

Allein auf einer höheren, auf unserer Stufe der Entwickelung findet zwischen diesen beiden Denkformen nicht mehr jene klare und einfache Scheidung statt, als würde jeder Mensch dann discursiv denken, wenn er sich unterredet, und intuitiv, wenn er für sich allein denkt. Im Gegentheil; das intuitive Denken ist ja auf beiden Gebieten das ältere, weil die Sprache die Anschauung voraussetzt. Heute aber steht es so: ich kann einem Freunde eine lange Rede halten, z. B. eine Beschreibung entwerfen, deren jedem Satze eine genaue und anschauliche Vorstellung in mir entspricht. Dann ist mein Denken intuitiv und nur mein Reden discursiv. Oder ich kann mit demselben in ganz müdem und abgespanntem Zustande Worte wechseln, deren Sinn ich nicht einmal verstehe: das ist ein rein discursives Denken. Wiederum kann ich mich auf einsamem Spaziergange ganz in anschauliche Bilder versenken, — intuitives Denken — oder aber mir innerlich einen langen und verwickelten logischen Beweis hersagen, dann ist mein Denken discursiv. Es erhellt also schon aus diesen extremen Fällen, dass heutzutage der Umstand, dass ich mich unterrede oder still für mich denke, nicht mehr von wesentlichem Gewichte ist; und sogar

die unleugbare Thatsache, dass unser Denken durch die mündliche Darlegung gar sehr gefördert werden kann, dass es an Lebhaftigkeit und Klarheit gewinnt, dürfte wohl in erster Linie auf physische Zustände, größere Erregung, raschere Circulation etc. zurückzuführen sein. Immerhin soll hier bemerkt werden, dass es gewiss kein Zufall ist, dass der Typus des wissenschaftlich discursiven Denkens, die sokratische Dialektik, nicht in der Studierstube des Gelehrten, sondern im lebendigen Wechselgespräch, im sokratischen Dialog, sich entwickelt hat. Im Folgenden aber wollen wir der Einfachheit halber unsere Betrachtung auf das lautlose Denken des Einzelnen beschränken, welches denn doch der Selbstbeobachtung einen etwas größeren Spielraum gewährt.

2. Und da möchte ich vor allem noch eine wichtige Vorbemerkung einschalten. Offenbar ist es psychologisch gleichgiltig, ob ich mit einem wirklichen oder fingierten Mitunterredner mich unerrede. Der letztere Fall tritt aber ein, so oft ich mein stilles Denken in die Form einer mündlichen Auseinandersetzung kleide, einerlei ob ich dabei wirklich laut vor mich hin spreche, oder nur die Sprachorgane entsprechend leise bewege, oder auch nur im Centralorgan die Innervation vor sich geht. Die bloße Thatsache also, das mein Denken von Wortbildern begleitet ist, beweist durchaus nichts für den anschaulichen oder begrifflichen Charakter des Denkactes selbst. Denn auch ein rein anschauliches Denken kann in laut gesprochene und also *a fortiori* in bloß innervierte Worte ausströmen. Hiemit hat es, denke ich, folgende Bewandtnis. Ein jedes lebhafte Denken bedingt eine beträchtliche physiologische und sogar emotionelle Erregung. Jede Emotion aber hat die Tendenz, in irgendwelcher Thätigkeit sich zu entladen, die psychische Erregung abströmen zu lassen.[1]) Nun ist aber jede Vorstellung mit den entsprechenden Thätigkeiten der Sprachorgane associiert, und es ist deshalb nichts natürlicher, als dass die Erregung des Denkactes auf diesem associativ »gebahnten« Wege abströmt. Nicht dadurch also wird das begriffliche Denken, d. h. das Denken in allgemeinen Worten, charakterisiert, dass auch die zugehörigen sprachlichen Innervationen stattfinden, dass also auch Worte zu constatieren sind, sondern dadurch, dass nur Worte und keine anschaulichen Vorstellungen in unserem Bewusstsein ablaufen. Unsere Untersuchungen dürfen sich deshalb nicht um die Frage drehen,

---

[1]) Breuer und Freud, Studien über Hysterie, cap. 3.

ob und wann das Denken von Worten begleitet ist, sondern vielmehr um die Frage, ob und wann dabei anschauliche Vorstellungen auftreten. Und deshalb können wir unser nächstes Problem also formulieren: Wann geht unser Denken in anschaulichen Vorstellungen vor sich, und wann nicht?

3. Und hiemit haben wir eigentlich die Fragestellung schon so verrückt, dass der eine der in dieser Sache möglichen drei Standpunkte in der Art, wie er meist vertreten wird, unhaltbar erscheint. Ich meine die Ansicht, dass unser Denken immer in Worten vor sich gehe. Für diese Ansicht, welche das sogenannte *verbum mentale* der Scholastik für ein unentbehrliches Element des Denkens erklärt, treten viele Denker ganz verschiedener Richtungen ein. So sagt schon Plato[1]: »*Οὐκοῦν διάνοια μὲν καὶ λόγος ταὐτὸν· πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὑτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη διάνοια . . . Τὸ δ' ἀπ' ἐκείνης ῥεῦμα διὰ τοῦ στόματος ἰὸν μετὰ φθόγγου κέκληται λόγος.*« Dann Leibniz[2]: »*Hoc unum me male habet, quod nunquam a me ullam veritatem agnosci inveniri probari animadverto nisi vocabulis vel aliis signis in animo adhibitis. Imo si characteres abessent, nunquam quidquam distincte cogitaremus neque ratiocinaremur.*« So sagt auch Schleiermacher[3]: »Denken und Sprechen sind völlig eins . . . innerlich ist jeder Gedanke ein Wort.« Herbart[4] und Steinthal[5] erklären Sprechen und Denken für unzertrennlich. J. St. Mill[6] sagt: »Wir denken in allgemeinen Namen.« Endlich hat Max Müller[7] die Behauptung aufgestellt: Denken ohne Worte ist unmöglich, und diesen Gedanken, dessen Durchführung das ganze Buch: »*Science of thought*« gewidmet ist, für eine der wichtigsten Errungenschaften moderner Psychologie, ja geradezu für einen Wendepunkt der ganzen Philosophie erklärt.

Nun ist schon durch die frühere Erörterung dargethan worden, dass diese Ansicht in ihrer gewöhnlichen Ausdrucksweise unsere Frage wenig berührt und sogar, wenn sie richtig wäre, ein Denken in anschaulichen Bildern nicht widerlegen würde. Wir hätten uns in

---

[1]) Plato, Sophistes, pag. 263 in fin.
[2]) Leibniz, ed. Erdmann, pag. 77.
[3]) Schleiermacher, Dialektik, pag. 449.
[4]) Herbart, Werke. VII, pag. 320.
[5]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. I, pag. 47.
[6]) J. St. Mill, a. a. O. pag. 389.
[7]) Max Müller, a. a. O. pag. 28.

diesem Falle lediglich auf den Nachweis zu beschränken, dass das Denken in vielen Fällen nicht ausschließlich in Worten verlaufe. Indes ist auch die Behauptung selbst unrichtig. Und indem wir dies darthun, ersparen wir uns auch den angedeuteten Nachweis. Vorher wollen wir aber noch ein Übriges thun und einige gegnerische Beweisgründe widerlegen.

Da ist zunächst eine sonderbare Argumentation, die Steinthal für seine Ansicht beibringt. Er weist nämlich darauf hin, dass das lautlose Memorieren von Gedichten von den entsprechenden Innervationsempfindungen begleitet sei. Was aber beweist dies? Nur, dass, wenn wir Worte denken, es auch in Worten geschehe. Wer aber hätte dies jemals bezweifelt? Ein Gedicht ist ja doch eine Kette von Worten. Wenn wir nun auch im Stande wären, den Inhalt des Gedichtes in anschaulichen Vorstellungen nachzudenken, so wäre dies doch nicht das Gedicht selbst. Es zeugt also nur von einer bedeutenden Begriffsverwirrung, wenn die Behauptung, dass wir immer in Worten denken, dargethan werden soll durch den Hinweis darauf, dass wir dann in Worten denken, wenn wir Worte denken.

Weiter hat Max Müller[1]) in humoristisch sein sollender Weise seine Gegner gleichsam zum Zweikampf herausgefordert und zur Anstellung eines *Experimentum crucis* provociert. Er meint nämlich, man solle nur einmal versuchen, »Hund« zu denken, ohne an das Wort »Hund« zu denken, man werde sich überzeugen, dass dies unmöglich sei. Nun können wir uns zweifellos einen Menschen vorstellen, ohne seinen Namen zu kennen, und auch ein Thier einer Gattung vorstellen, deren Namen wir nicht wissen. Und dieses Experiment sollte doch vernünftiger Weise genügen. Die Aufforderung Max Müllers wird aber wohl am besten durch eine Anekdote illustriert. Es war einmal ein Mann, der sich bereit erklärte, Unterricht im Goldmachen zu ertheilen. Nachdem ein wissens- und goldbegieriger Schüler sein Lehrgeld erlegt hatte, eröffnete ihm der Wundermann Folgendes: Nimm 2 Theile Kupfer und 2 Theile Zinnober und 1 Theil Blei, lege sie in einen Tiegel und schmelze das Gemenge. Dann rühre den Tiegel mit einem Holzstäbchen eine Viertelstunde um, und du wirst lauteres Gold erhalten, unter einer Bedingung: dass du während des Rührens nicht an ein Nilpferd denkst. Hoch erfreut eilte der Schüler ans Werk. Aber nach vielen

[1]) Max Müller, a. a. O. pag. 52 ff.

vergeblichen Versuchen kehrte er unverrichteter Dinge zurück und klagte: Ich weiß nicht, wie das kommt; mein Lebtag habe ich nie an ein Nilpferd gedacht, und heute: — sobald ich den Stab in die Hand nehme, muss ich immerfort an ein Nilpferd denken. Ganz ebenso geht es Max Müller. Aber ebensowenig jene Geschichte beweist, dass man beim Umrühren eines Schmelztiegels an ein Nilpferd denken muss, ebensowenig beweist dieses Experiment, dass man bei der Vorstellung eines Hundes an das Wort »Hund« denken müsse.

Um aber zu dem positiven Nachweis fortschreiten zu können entnehme ich zunächst Romanes[1]) folgende Bemerkungen: »Beim Lesen eines Briefes können wir uns sofort für eine Antwort entscheiden, und doch müssen wir innehalten, ehe wir jene Sätze bilden können, welche als Ausdruck jener Antwort nothwendig sind. Oder wie oft fühlen wir nicht beim Schreiben eines Aufsatzes, dass eine bestimmte Wahrheit dargelegt werden muss, obwohl wir sie nicht in Worte kleiden können? Beim Schachspielen müssen wir von vielen verwickelten Beziehungen Kenntnis nehmen, möglichen sowohl als wirklichen, . . . aber indem wir dies thun, brauchen wir doch nicht einen stummen Monolog zu predigen: über alles, was wir thun könnten, und was unser Gegner thun könnte. Endlich . . . hat bei manchen Formen der Aphasie der Kranke jede Spur des Wortgedächtnisses verloren, und dennoch sind seine geistigen Kräfte für alle praktischen Zwecke nicht wesentlich geschwächt. »Ich füge dem noch folgendes hinzu: gerade vor wenigen Minuten fand ich mein Zimmer beim Betreten desselben voll von Rauch. Ich ging sofort zum Fenster und öffnete es. Ich kann versichern, dass ich bei alledem nicht an eine einzige Silbe gedacht habe. Ferner: wenn wir lange Zeit über eine Sache nachdenken, wobei unsere Gedanken in die feinsten Subtilitäten eingehen können, sei es nun ein körperliches oder seelisches Leiden, sei es ein abgelegenes philosophisches Problem; so sind wir am Ende vollständig dazu ungeschickt, diese Sache, die wir vielleicht doch besser beherrschen, als mancher andere, Anderen mitzutheilen. »Es fehlen uns die Worte.« Wir haben also nicht in Worten, sondern in anschaulichen Vorstellungen gedacht. Überhaupt, wie viele Menschen gibt es, die es schlecht verstehen, ihre Gedanken in Worte umzusetzen? Es werden dies meistens die phantasiereichen sein, die am meisten in anschaulichen

---

[1]) Romanes, a. a. O. pag. 82.

Vorstellungen denken. Und wie viele Dinge gibt es, die wir alle nur schwer ausdrücken können? Jedermann, der sich in hypochondrischen Stimmungen befunden hat, wird sich erinnern, wie spärlich und dürftig uns der Bericht erscheint, den wir dem Arzte geben können, verglichen mit all den feinen Symptomen, über die wir vielleicht lange Zeit gegrübelt haben? Endlich, wie viele Feinheiten gibt es nicht in Gesichtern, Züge und Mienenspiel, die wir sehr wohl auffassen, und mit ähnlichen oder unähnlichen vergleichen können, ohne dass uns für diese Nuancen irgend welche sprachlichen Ausdrücke zur Verfügung stünden? Diese Betrachtungen dürften für unsere Zwecke vorläufig genügen.

4. Wenn nun diese eine extreme Ansicht, als könnten wir nur discursiv denken, unrichtig ist, so ist doch die entgegengesetzte extreme Ansicht, als könnten wir nur intuitiv denken, um nichts richtiger. Auch widerspricht sie so sehr dem Augenschein, dass sie in neuerer Zeit kaum ernstlich vertreten wurde. Auch der Satz des Aristoteles[1]: »*Καὶ νοεῖν οὐκ ἔστιν ἄνευ φαντάσματος*« wird nicht in diesem Sinne, sondern mit Beschränkung auf die Gattungsbegriffe zu verstehen sein; lautet er doch in anderer Form[2]: *Ἡ δὲ μνήμη καὶ ἡ τῶν νοητῶν οὐκ ἄνευ φαντάσματός ἐστιν.* Jedenfalls aber wäre er in solcher Allgemeinheit falsch, ausser man deutete ihn auf die anschaulichen Begriffscorrelate. Denn auf diese bezogen ist er allerdings richtig. Doch sehen wir hier von denselben ab. Denn unter einem anschaulichen Denken verstehen wir ein Denken in anschaulichen Einzelvorstellungen. Und dass nun ein solches nicht immer vorhanden ist, geht wohl zur Genüge daraus hervor, dass ihr Vorkommen beim Denken von den vorhin erwähnten Denkern vollständig geleugnet werden konnte.

Unter diesen Umständen bleibt somit noch die dritte Ansicht übrig, dass also unser Denken sowohl intuitiv als auch discursiv verlaufen könne. Und diese Meinung darf wohl auch als die herrschende angesehen werden. Nun aber erhebt sich erst die wichtige Hauptfrage: wodurch nämlich diese Verschiedenheit unseres Denkens bedingt sei? Und da hat denn auch die *communis opinio* sofort eine Antwort bei der Hand, welche von ihr als ganz selbstverständlich angesehen wird. Die Antwort besagt: Der Unterschied ist bedingt durch den jeweiligen Gegenstand

---

[1]) Aristoteles, *Περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως* c. I, pag. 449 b, 31 ff.

[2]) Aristoteles, ibid.

des Denkens. Näher: Je concreter dieser Gegenstand, desto mehr wiegt das anschauliche Denken vor; je abstracter, desto mehr das begriffliche. Aus der Fülle der Belegstellen führe ich nur folgende an. Locke[1]: »*I suppose, that when we make any propositions within our own thoughts about white or black, sweet or bitter, a triangle or a circle, we can and often do frame in our minds the ideas themselves without reflecting on the names. But when . . . about . . . man, vitriol, fortitude, glory, we usually put the name for the idea, because the ideas . . . being for the most port imperfect, confused and indetermined we reflect on the names . . . because they are more clear, certain and distinct and readier occur to our thoughts than the pure ideas.*« Wundt[2]: »Wer . . . gar solche Begriffe wie Leben und Beseelung, Materie und Substanz zu einander in irgend eine Relation setzt, der denkt sich die Beziehung der Gedanken überhaupt nicht mehr in anschaulicher Form, sondern die Worte sind ihm zu Vertretern zahlloser Gedankenverbindungen geworden, die alle zum Gebrauche des Bewusstseins bereitliegen, ohne dass noch eine einzige unmittelbar anschaulich würde.«

5. Diese Anschauung nun halte ich für gänzlich unrichtig. Und ich stelle ihr gegenüber die These auf: Nicht der Stoff unterscheidet beide Arten des Denkens; vielmehr gibt es keinen Satz, der nicht sowohl anschaulich als begrifflich gedacht werden könnte. Der Unterschied beruht aber auf der Art und Weise, wie sich der Geist jedesmal zu den Gegenständen seines Denkens stellt. Nämlich: die Begriffe sind, wie wir schon einmal mit Berkeley und Schopenhauer sagten, eine Art Algebra der Vorstellungen. Eine algebraische Operation aber, — auch dies wurde schon damals angedeutet — kann kein schlechterdings neues Ergebnis liefern, sondern dieses beruht auf jenen concreten Werten, für welche die algebraischen Zeichen eingesetzt wurden. Diese sind deshalb vortrefflich geeignet, mit gegebenen Werten rasch und leicht zu operieren. Sowie aber ein wirklich neuer Gedanke eingeführt werden soll, muss er sowohl, wie auch alle jene anderen Gedanken, zu denen er in eine neue Beziehung gesetzt werden soll, in ihrer anschaulichen Form gedacht werden; und zwar gilt dies natürlich ebensowohl von der wirklich spontanen

---

[1]) Locke, a. a. O. IV. 5, 4.

[2]) Wundt, a. a. O. pag. 75.

Selbstschöpfung eines Gedankens, als auch von seiner gründlichen und tiefgehenden Aneignung. Diesen Sachverhalt hat Schopenhauer deutlich erkannt. Er sagt[1]: »Jedes bloß rein vernünftige Gerede ist so eine Verdeutlichung dessen, was aus gegebenen Begriffen folgt, fördert daher eigentlich nichts neues zutage, könnte also jedem selbst zu machen überlassen werden, statt dass man täglich ganze Bücher damit füllt.« Ferner[2]: »Was können beiläufig gesagt philosophische Systeme leisten, die bloß aus dergleichen Begriffen herausgesponnen sind und zu ihrem Stoff nur solche leichte Hülsen von Gedanken haben? Sie müssen unendlich leer, arm und daher auch suffokierend langweilig ausfallen.« Weiter[3]: »Das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken ist der eigentliche Kern aller Erkenntnis, indem er zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe. Daher ist es der Erzeuger aller wahrhaft originellen Gedanken, aller ursprünglichen Grundansichten und aller Erfindungen . . . Bei demselben ist der Verstand vorwaltend thätig. Ihm gehören gewisse Gedanken an, die lange im Kopfe herumziehen, gehen und kommen . . . bis sie endlich, zur Deutlichkeit gelangend, sich in Begriffen fixieren und Worte finden. Ja, es gibt deren, welche sie nie finden; und leider sind es die besten: *quae voce meliora sunt,* wie Apulejus sagt.« Endlich: »So viel lässt sich behaupten, dass jede wahre und ursprüngliche Erkenntnis, auch jedes echte Philosophem, zu ihrem innersten Kern oder Wurzel irgend eine anschauliche Auffassung haben muss. Diese, obgleich ein Momentanes und Einheitliches, theilt nachmals der ganzen Auseinandersetzung, sei sie auch noch so ausführlich, Geist und Leben mit . . . Hat die Auseinandersetzung einen solchen Kern, so gleicht sie der Note einer Bank, die Contanten in der Cassa hat; jede andere, aus bloßen Begriffscombinationen entsprungene, ist wie die Note einer Bank, die zur Sicherheit wieder nur andere verpflichtende Papiere hinterlegt hat.« Oder, um das Bild zu wechseln, ausgetretene Pfade sind ein ausgezeichnetes Verkehrsmittel, wenn man da gehen will, wo schon viele andere gegangen sind; sie werden aber nie auf einen noch unbetretenen Gipfel führen.[4])

---

[1]) Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel etc. § 28 in fin. Werke, I, pag. 105.

[2]) Schopenhauer, a. a. O. § 26, ibid. pag. 99.

[3]) Schopenhauer, a. a. O. § 28, ibid. pag. 103 ff.

[4]) Vgl. J. St. Mill, *Logic,* II, pag. 257 ff.

6. Nun gilt es, dies im einzelnen auszuführen, und zu zeigen, wie ein Gedanke einerseits intuitiv, anderseits discursiv gedacht werden kann. Beginnen wir mit der letzteren Aufgabe.

Wir haben an einer früheren Stelle gesehen, wie die Begriffe, d. h. die allgemeinen Worte, untereinander Associationen eingehen, welche denen der ihnen zu Grunde liegenden anschaulichen Vorstellungen entsprechen. Auf diese Weise entsteht ein ausgebildetes System von Begriffen, in welchem für jeden Begriff eine Stelle und für je zwei Begriffe die Verbindung vorgezeichnet ist. Dieses System ist also gewissermaßen ein Fachwerk, dessen einzelne Fächer eine bestimmte Aufschrift tragen, ohne dass auf ihren Inhalt — die repräsentierten anschaulichen Vorstellungen — einzugehen nothwendig wäre. Die automatische Einreihung des Gehörten und Gelesenen nun in diese Fächer könnte man vielleicht nicht unpassend begriffliche Localisation nennen. Es ist klar, dass dieselbe automatisch vor sich geht und ein eigentliches Verständnis in keiner Weise erfordert.

Wenn ich also Sätze, wie: Die Winkelsumme im Dreiecke beträgt zwei Rechte; Tugend ist Glückseligkeit; Die sociale Frage steht im Vordergrund des öffentlichen Interesses, in einem Lehrbuch oder in einer Zeitung lese, so wird mir natürlich nicht einfallen, diese Begriffe und Urtheile auf ihren anschaulichen Gehalt zu prüfen, sondern, ohne dass auf ihren Inhalt eingegangen würde, werden diese Begriffe und Begriffsverbindungen begrifflich localisiert. Die Notiz wird nicht gelesen, sondern nach ihrer Spitzmarke dem begrifflichen Sammelkasten eingeordnet; es wird ihnen ohne Rücksicht auf die von ihnen repräsentierte Anschaulichkeit, lediglich durch ein leises Anklingen der ringsum associierten Begriffe, ihr psychologischer Ort angewiesen. Ein solcher Satz wird nicht nachgedacht, sondern untergebracht. Eine Unzahl solcher unentsiegelter Formeln tragen wir in uns herum, z. B. alle jene landläufigen Sätze, die in Schlagworten ein philosophisches oder politisches System andeuten wollen. Ja sogar, da sich diese Associationen im Einzelnen auch in der Weise bilden können, dass sie nicht innerlich erzeugt, sondern von der Umgebung übernommen werden, geschieht es nicht gar so selten, dass man Menschen sehr weise und vielsagende Sätze sprechen hört, von deren Inhalt und Tragweite sie kaum eine leise Ahnung haben. Und man sieht dann in solchen Fällen deutlich, wie die Begriffe und Urtheile sogar in ganz logischer Weise aufeinanderfolgen können, ohne dass das Subject, das sie fällt, für sie mehr wäre, als ein mehr oder minder hohles Gefäß. — Im übrigen

ist es klar, dass auch Sätze, welche die anschaulichsten Dinge betreffen, in dieser mechanischen Weise aufgefasst werden können und von uns allen auch aufgefasst werden, weil auch bei ihnen jener geringe Aufwand von geistiger Energie, den ihre Umsetzung in anschauliche Vorstellungen erfordern würde, erspart werden kann, und erspart werden soll, wo es sich nicht darum handelt, ob das, was der andere sagt, wahr ist, sondern allein darum, was er sagt.

Hieraus nun aber folgt keineswegs, dass wir immer und überall in dieser Weise denken. Und wer dies gerade von unseren höchsten und wichtigsten Gedanken behauptet, der schlägt alles Denken über den Leisten eines Lexikons, Übungsbuches oder Leitartikels. Wenn ich den Satz: Tugend ist Glückseligkeit, ins Lateinische übersetzen soll, so wäre es allerdings eine große Kraftvergeudung, wenn ich auf seine Anschaulichkeit recurrieren wollte; wenn ich aber denselben Satz bei Plato oder Goethe lese, so will ich ihn wirklich begreifen, und dazu muss ich ihn in anschaulicher Form nachdenken, d. h. selbstthätig neu producieren. Dass nun aber eine solche anschauliche Form für alle Fälle möglich ist, hoffe ich im Folgenden zu zeigen.

7. Die abstracten Begriffe können wir nach den allgemeinen Kategorien unterscheiden in Gegenstands-, Eigenschafts-, Zustands- und Relationsbegriffe. Wir sollten also nun untersuchen, wie diese vier Begriffsclassen in anschaulicher Form sich darstellen. Doch drängen sich da zwei Einwendungen auf.

Einmal ist es klar, dass es in der Abstraction viele Grade gibt. Und gerade die niedrigeren müssen sich stets in die Anschaulichkeit übertragen lassen. Denn ein solcher Begriff ist 1. abstract und 2. allgemein. Er kann deshalb für das anschauliche Vorstellungsvermögen stets vertreten werden durch eine Vorstellung, welche 1. ein Individuum der allgemeinen Classe zum Gegenstande hat, und 2. dieses Individuum in anschaulicher Vollständigkeit darstellt, da dann daran auch die abgezogene Eigenschaft wahrnehmbar sein muss. So z. B. wird der Begriff Dreieck durch ein beliebiges bestimmtes Dreieck, der Begriff Röthe durch einen beliebigen rothen Gegenstand, der Begriff Flug durch einen beliebigen fliegenden Gegenstand, der Begriff 3 endlich durch 3 beliebige (möglichst gleiche) Gegenstände anschaulich vertreten werden. Und dass dies auch bei den höheren Stufen der Abstraction nicht geändert wird, erhellt schon aus der Thatsache, dass wir über die abstractesten Dinge mit Erfolg nur metaphorisch denken können. Wir reden nicht umsonst

von einer Schwelle und Weite des Bewusstseins, von einer Kette von Gedanken, von gewichtigen und leeren Gedanken etc. etc., sondern alle diese und viele andere Ausdrücke bestätigen, dass ein erfolgreiches Nachdenken sich in anschaulichen Repräsentationen bewegen muss. Hiezu vgl. Binet[1]: »Trousseau sagte . . . dass er sich bei dieser Arbeit der Vergleichung (der Diagnose) deutlich jener Kranken erinnerte, die er seinerzeit während seiner Studienzeit im Spital gesehen hatte: er stellte sich ihr Aussehen und sogar die Nummern ihrer Betten vor.«

Aber noch eine zweite allgemeine Betrachtung drängt sich auf. Man sollte nämlich auf den ersten Blick meinen, der Mensch könne von einer gegebenen Anschauung nichts anderes abziehen, als was er mit seinen Sinnen wahrnehmen kann. Wir finden es deshalb sehr begreiflich, wenn von einem sinnlich gegebenen Wahrnehmungsinhalt einmal die das Gesicht afficierende Farbe oder Gestalt, ein andermal die den Tast- oder Muskelsinn afficierende Glätte oder Härte abgezogen wird. Und wenn wirklich andere Grundlagen für die Abstraction nicht vorhanden wären, so könnte gewiss nie eine Schwierigkeit obwalten, die eine abgezogene Sinneswahrnehmung durch andere, weggelassene zu ergänzen und eine complete Sinneswahrnehmung herzustellen, welche für jede der von ihr abgezogenen Abstractionen als anschauliche Vertreterin gebraucht werden könnte.

Nun sieht man aber sofort, dass diese Auffassung des Thatbestandes in doppelter Weise eine ungenügende ist. Denn, was die Voraussetzung anbelangt, so ist eben der Mensch kein bloß sinnlich anschauendes, contemplatives Wesen, sondern auch ein reactions- und actionsfähiges; und, was die Abstraction betrifft, so können nicht bloß Qualitäts-, sondern auch Relationsbegriffe abstrahiert werden. Hieraus ergibt sich aber, auf welchem Wege wir überhaupt zu den Relationsbegriffen gelangen: nämlich durch Betrachtung der Wahrnehmungsinhalte in Bezug auf unsere Reactionen und Actionen, d. h. Gefühle und Thätigkeiten. Und hierin liegt ein Fingerzeig, dass gerade die scheinbar abstractesten Begriffe anschaulich durch Gefühls- und Handlungsqualitäten vertreten werden können. Dies wollen wir nun im einzelnen näher betrachten.

8. Es ist wohl nicht allzu kühn, wenn man annimmt, dass die Relationen des Nebeneinander, vorne und rückwärts, oben und unten, rechts und links, gerade und krumm etc. nach den ver-

[1]) Binet, a. a. O. pag. 133.

schiedenen Bewegungsarten, zu welchen sie uns Veranlassung geben, unterschieden werden. Auch die Zahlen, insoferne sie im Nebeneinander uns bewusst werden, d. h. bis zu jener sehr nahen Grenze, bis zu welcher wir sie auf den ersten Anblick unterscheiden, dürften für den Menschen zuerst insoweit in Betracht kommen, als verschiedene äußere Objecte unsere Reaction gleichzeitig in Anspruch nehmen können. Gegen 2 oder 3 Feinde können wir uns zur Noth auf einmal und mit Unterscheidung ihrer Besonderheit wehren. — Man wird deshalb finden, dass scheinbar sehr abstracte Begriffe, wie Nah und Fern, einfach durch Innervationsvorstellungen der Augenmuskeln, wie sie den verschiedenen Graden der Accommodationsthätigkeit dienen, anschaulich repräsentiert werden. Der Begriff: »Entfernter Gegenstand« wird durch ein Gefühl der Anstrengung des Auges fast vollständig veranschaulicht werden. Ein unbestimmter farbiger Fleck mag dann hinzutreten. Der Begriff: »Ein Paar« wird zu seiner Veranschaulichung einerseits die Vorstellung zweier Einheiten, andererseits das Gefühl der getheilten Aufmerksamkeit erfordern. Wie wesentlich das letztere ist, geht schon daraus hervor, dass z. B. ein geknickter Stab, je nachdem jene Theilung stattfindet oder nicht, die Einheit oder auch die Zweiheit repräsentieren kann.

9. Wenden wir uns nun zu den Relationen der Ähnlichkeit. Auf den allgemeinen Gesichtspunkt, der diese Theorie vom biologischen Standpunkte stützt, wurde schon im II. Abschnitte hingewiesen. Dort wurde in Kürze ausgeführt, dass der Mensch ursprünglich nur zur Unterscheidung solcher Wahrnehmungen Veranlassung hat, auf die eine verschiedene Reaction erfolgen kann. Auf diese Weise, meinten wir, wird zuerst die unendliche Mannigfaltigkeit der äußeren Welt unter eine endliche Zahl von Rubriken gebracht, wobei die naturgemäß beschränkten Reactionsmöglichkeiten des motorischen Systems als der limitierende Factor sich darstellten. Thiere z. B. werden zuerst daraufhin unterschieden worden sein, ob man sie fliehen oder aufsuchen soll u. s. w., wobei etwa die Gefühle der Furcht und Freude die Rolle eines verlässlichen Index gespielt haben werden. So ist die Gleichheit der Gefühle zunächst charakteristisch für die Gleichheitsrelation. Indem nun unser Reactions- und infolge dessen auch unser Perceptionsvermögen sich differenziert, wird aus der Gleichheit die Ähnlichkeit. Je mehr die Bedürfnisse sich vermehren und verfeinern, desto mehr und feinere Unterschiede werden von praktischer Bedeutung, und desto mehr und feinere Nuancen werden deshalb auch unterschieden. Allein dessenungeachtet werden

auch zwei Wahrnehmungen, die bereits auseinandergehalten werden, immer noch neben den verschiedenen auch gleiche Gefühle erwecken. Es wird z. B. das der Furcht gemeinsam bleiben, wenn auch vielleicht mit Rücksicht auf die verschiedenen Methoden der Flucht verschiedene Untergefühle hinzugetreten sind. Zwei solche Vorstellungen, die nicht in allen, sondern nur noch in einigen erweckten Gefühlen übereinstimmen, sind, so meine ich, nicht mehr gleich, sondern ähnlich. Auch scheint mir keine andere Erklärung der Ähnlichkeit für alle Fälle auszureichen. Insbesondere gilt dies von ihrer Gleichsetzung mit partieller Gleichheit. Denn offenbar sind jene beiden Curven, die den Umfang zweier Ellipsen bilden, welche in Bezug auf die eine Achse übereinstimmen und in Bezug auf die andere um ein sehr kleines Stück verschieden sind, einander äußerst ähnlich, und dennoch haben sie schlechterdings kein Stück identisch. Man stellt deshalb die Ähnlichkeit auch wohl als eine letzte Thatsache hin; vielleicht wird man es aber doch vorziehen, einen sich darbietenden Ausweg zu ergreifen, und einen solchen in der Auslösung gleicher Reactionen, und somit in der Erweckung gleicher Gefühle zu erblicken. Hat doch schon Wundt[1]) zur Erklärung der Contrastassociationen denselben Weg betreten, wenn er sagt: »Die (associative) Verbindung durch Contrast beruht wahrscheinlich auf den an die Vorstellung gebundenen Gemüthsbewegungen.«

Aber auch mannigfache Erfahrungen weisen in diese Richtung. Wie oft geschieht es nicht, dass uns ein Gesicht an ein anderes erinnert, wir wissen aber nicht welches. »Es kommt uns bekannt vor.« Bei genauer Beobachtung wird man finden, dass dies auf einem vagen, durch Worte kaum, und jedenfalls nur höchst abstract auszudrückenden Gefühle beruht. Umso gewisser, als diese Empfindung des »bekannt« meist schon auf den ersten flüchtigen Blick hin eintritt und also gewiss nicht auf einer genauen Betrachtung der einzelnen Theile beruhen kann. Oft, wenn wir ein Gesicht auf der Straße nur eilig vorüberhuschen sehen, kommt über uns wie ein Schlag die Empfindung: Das war etwas Bekanntem ähnlich! Und oft gelingt es erst nach längerem Nachdenken oder auch gar nicht, die Person zu eruieren, an die wir erinnert wurden. In allen solchen Fällen wird man bemerken können, dass es sich um das Anklingen einer bestimmten Gefühlsnuance handelt.

Dasselbe gilt auf anderen Gebieten, z. B. von den verschiedenen Arten des Witzes oder Stiles. Gar häufig bemerken wir, dass

[1]) Wundt, a. a. O. pag. 20.

mehrere Anekdoten auf derselben Art des Witzes beruhen, und doch würde es einer sehr umständlichen logischen Erörterung bedürfen, um die Gleichartigkeit nachzuweisen. Ebenso erscheinen uns die Stilarten zweier Autoren ähnlich, ohne dass wir die Ähnlichkeit in Worten angeben könnten. Auch hier handelt es sich, glaube ich, in erster Linie um gleiche Gemüthsbewegungen. Ja, bis zu den Partikeln kann man dies herabverfolgen. Der gewiegteste Logiker wäre in Verlegenheit, wenn er definieren sollte, was Aber und Zwar bedeutet. Im Leben aber verbinden wir mit diesen Wörtchen gewisse Gemüthserregungen, die ein Umschlagen oder Umbiegen der Gedankenverbindungen begleiten u. s. w.

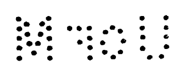
Wenden wir das nun auf unsere Frage an, so ergibt sich: gerade die scheinbar abstractesten Gedanken lassen sich oft durch relativ einfache Gefühle veranschaulichen. Nehmen wir z. B. den Satz: Tugend ist Glückseligkeit. Nun stelle ich mir z. B. eine Handlung opferwilliger Entsagung vor. Das Gefühl, das dabei auftaucht, ist die anschauliche Gesammtvorstellung, die jenem Urtheile entspricht, und indem ich an ihr die beiden Momente des Opfers und des Glückes unterscheide, habe ich jenes höchst abstracte Urtheil veranschaulicht. Oder nehmen wir, um Begriffe zu verwenden, die Locke für unanschaulich erklärte, den Satz: *Fortitude is glory.* Auch hier wieder kommt es nur darauf an, durch ein passendes Beispiel das Gefühl tapferen Stolzes zu erwecken: dieses Gefühl ist die anschauliche Gesammtvorstellung zu jenem Urtheil. Ähnliches gilt von den allgemeinen Begriffen: Gerechtigkeit, Zorn, Kraft, Contrast, Schönheit, Hässlichkeit u. s. w. (Die letzteren Ähnlichkeitsrelationen wird ja gewiss niemand auf das Princip der partiellen Gleichheit zurückführen wollen. Oder welches Element wäre für alle schönen Dinge constant?) Und wir glauben, im allgemeinen sagen zu dürfen, dass gerade diese scheinbar höchsten Abstractionen durch Gemüthsbewegungen in ganz einfacher Weise der Veranschaulichung zugänglich sind, und auch in der That, wenn sich die Gelegenheit ergibt, in solcher Weise veranschaulicht werden.

10. Wir gelangen endlich zu den Relationen des Nacheinander. Hier wird es mit den elementaren Thatsachen nicht anders stehen. Den Begriffen: früher, später, Wechsel, continuierliche Bewegung etc. werden gewisse Muskelempfindungen und Thätigkeiten und diese begleitende Gefühle entsprechen. Aber hier ist begreiflicherweise der Spielraum für diese anschaulichen Repräsentanten ein eng begrenzter. Denn es können wohl die zeitlichen Be-

ziehungen zwischen zwei aufeinanderfolgenden oder allerhöchstens zwei durch ein Zwischenglied getrennten Bewusstseinszuständen durch entsprechende Gefühlszustände versinnlicht werden, allein niemand wird sich der Illusion hingeben, dass dieses für ganze große, zeitliche Reihen möglich wäre. Nun gibt es aber eine beträchtliche Anzahl solcher Reihen, die wir im täglichen Leben immerfort gebrauchen. Ich habe deshalb bei einer Anzahl von Personen Umfrage gehalten, in welcher Weise sie sich solche Reihen zu veranschaulichen pflegen und habe dabei drei Reihen: Tage der Woche, Monate des Jahres, natürliche Zahlen in den Vordergrund gerückt. Ich bringe die Ergebnisse dieser Umfrage im Anhang und möchte hier die Ergebnisse kurz analysieren.[1])

Die Wilden begreifen eine Zahl nur, wenn sie die entsprechende Anzahl von Bewegungen mit den Fingern ausführen. So noch die Gewährspersonen 5 und 6 in Tab. B . . . An dieses Stadium schließt sich unmittelbar die Gewährsperson 14, die jeden Tag, jeden Monat, jede Zahl durch Abreißen einer Beere sich versinnlicht. Die erste Spur einer räumlichen Versinnlichung begegnet uns bei den Gewährspersonen 18 in Tab. A und 12 in Tab. C. Denn beide stellen sich die Reihe so vor, dass ein Glied vor allen anderen liegt und diese verdeckt, die Glieder sich also so verhalten wie die einzelnen Zeitmomente zu einander. Hieran schließt sich unmittelbar die Anschauung der Gewährspersonen 6 und 13 in Tab. A, bei denen die Reihe horizontal vorwärts geht, so dass ein eigentlicher Überblick wohl kaum noch möglich erscheint. Um nun diesen zu gewinnen, werden mit der horizontal wegstrebenden Linie die verschiedensten Modificationen vorgenommen. Die Gewährsperson 11 in Tab. A macht aus der Linie eine Röhre, die sie von innen überschaut. Die Gewährsperson 15 in Tab. A und B, sowie 16 in Tab. A knicken die Linien, um so beide Äste überschauen zu können. Die Gewährspersonen 7 und 13 in allen Tabellen, 25 in Tab. A, 16 in Tab. C

[1]) Der im Text erwähnte Anhang, auf den sich auch die nachfolgenden Verweisungen beziehen, war dieser Schrift beigegeben, da ich sie als Doctordissertation verwendete. In dem vorliegenden, im übrigen unveränderten Abdrucke musste er aus äusseren Gründen wegbleiben. Ich hege jedoch die Hoffnung, die in ihm enthaltenen Tabellen gelegentlich an anderem Orte in erweiterter Gestalt veröffentlichen zu können. Im Hinblick darauf wäre ich allen Lesern, welche sich für diese Frage interessieren, und welche darüber, ob und wie sie sich die 3 obengenannten Reihen zu veranschaulichen pflegen, Rechenschaft geben können, dankbar, wenn sie mir ihre diesbezüglichen Beobachtungen brieflich mittheilen wollten. (Meine Adresse ist: Wien, III., Reisnerstrasse Nr. 13.)



biegen sie zu demselben Behufe nach oben oder unten ab. Die große Mehrheit gelangt zu Veranschaulichungen auf einer übersichtlichen Ebene. Aus ihrer großen Zahl hebe ich die Gewährspersonen 8 und 23 wegen ihrer merkwürdigen Figuren hervor. Von allen 27 Gewährspersonen sind es endlich nur zwei — 23 und 27 —, welche auf allen Gebieten jedwede Veranschaulichung in Abrede stellen. Dabei ist es bemerkenswert, dass von diesen der eine ein älterer und gewiss sehr rechengewohnter Geschäftsmann ist, der andere ein junger Mann von großer mathematischer Begabung und außergewöhnlichem Zahlengedächtnis. Man wird also annehmen müssen, dass in derartigen Fällen durch große und vielfältige Übung der automatische Process des rein begrifflichen Denkens so sehr eingewurzelt ist, dass er den entsprechenden anschaulichen Vorgang vollständig verdrängt hat. Keinesfalls aber streitet dies mit meiner These, als welche ja nicht dahin geht, dass jeder einzelne Mensch alle Sätze in beiden Formen denken, sondern nur dahin, dass jeder Satz an und für sich in beiden Formen gedacht werden könne.

11. Und hiemit haben wir die uns gestellte Aufgabe gelöst. Ich habe versucht zu zeigen, wie der unvollkommen erkennende Einzelne ganz in seiner unvollkommenen, aber unmittelbar anschaulichen Erfahrung aufgeht; wie er durch das Bedürfnis der Mittheilung veranlasst wird, ähnliche Anschauungen unter ein Wort zusammenzufassen, Gesammtanschauungen in Urtheilen, Reihen von solchen in Schlüssen auszudrücken; wie sich dann hieraus auch im einzelnen ein Denken in Worten, Urtheilen und Schlüssen, also ein rein begriffliches Denken entwickelt; wie aber das anschauliche Denken daneben als Erzeuger aller wahrhaft neuen und schöpferischen Gedanken fortbesteht, während das erstere mehr ein abkürzender, halb mechanischer Process ist. Vergleichen wir nun aber dieses Ergebnis mit dem Ausgangspunkt, so drängt sich noch eine Frage allgemeiner Natur auf, mit deren Besprechung wir diese Erörterung abschließen wollen.

Man wird nämlich naturgemäß fragen, worin denn nun eigentlich der Fortschritt dieser ganzen Entwickelung liege? Und die Antwort, die wir auf diese Frage ertheilen müssen, scheint eine widerspruchsvolle zu sein, ja sogar eine Antinomie in sich zu schließen. Denn einerseits muss gesagt werden, der Fortschritt liegt in der Ausbildung und Vervollkommnung des Unterscheidungsvermögens. Wir stehen nicht mehr auf der Stufe

des Urmenschen, der alle Dinge verwechselt, die er unter ein Wort zusammenfasst. Und auch im Individuum können wir diesen Fortschritt verfolgen. Das Kind reagiert ursprünglich auf alle Männer gleich, z. B. durch furchtsames Schreien; indem ihm aber die verschiedenen einzelnen Personen verschiedene Gefühlsreactionen, wie Furcht, Sympathie, Weinen, Lachen abnöthigen, differenziert sich der allgemeine »Mann« in einzelne »Männer«.

Andererseits nun scheint der Fortschritt in der Ausbildung und Vervollkommnung der Ähnlichkeits-Wahrnehmung zu liegen. »Ähnlichkeiten, welche dem Thier nicht auffallen, fallen dem Menschen auf.« [1]) Und auf demselben Principe beruhen, wie Taine [2]) richtig bemerkt, die Entdeckungen Goethes und Newtons, welche zuerst die Ähnlichkeit oder Analogie zwischen Staubfäden und Blumenblatt und zwischen der Bewegung des Mondes und der eines Apfels aufwiesen. Dieser Fortschritt aber beruht offenbar auf einer Steigerung des Wahrnehmungsvermögens.

Hiemit scheint nun aber auch die Lösung der Antinomie an die Hand gegeben. Die Entwickelung nämlich des Perceptionsvermögens und die des Reactionsvermögens gehen offenbar einander parallel. Die Frage, welche von beiden die primäre sei, ist gleichbedeutend mit der unlöslichen, metaphysischen und erkenntnistheoretischen Grundfrage, ob das Subject oder das Object primär sei? Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, zu constatieren, dass die Entwickelung des einen Vermögens, die Steigerung der Ähnlichkeitsempfindung, die des anderen, die Steigerung der Unterschiedsempfindung, mit sich bringt. Das Ideal, wir müssen hier wiederholen, was wir am Eingange bemerkten, wäre die vollkommene Ausbildung beider Vermögen, also des intuitiven Denkens, und diese würde (für die Zwecke der Erkenntnis) das discursive Denken überhaupt überflüssig machen.

12. Das begriffliche oder discursive Denken, so möchte ich deshalb all die vorstehenden Betrachtungen zusammenfassen, ist in keinem Sinne ein Letztes und Höchstes, es kann vielmehr stets nur dazu dienen, das anschauliche Denken abzukürzen, zu erleichtern, zu vertreten. Es empfängt seinen Wert allüberall erst von dem Wert der vertretenen Anschaulichkeit. Je höher die Abstraction, auf einer desto höheren Warte steht, einen desto höheren und umfassenderen

---

[1]) Taine, a. a. O. II, pag. 246.
[2]) Taine, a. a. O. II, pag. 248.



Überblick über die Anschaulichkeit vertritt sie. Darauf beruht die Täuschung, der Platon und seit ihm ungezählte Nachfolger erlagen, wenn sie die Beschäftigung mit den Abstractionen, z. B. mit der Mathematik, als ein Leben in einer höheren Welt empfanden und diese Welt fälschlich als die der reinen Begriffe definierten, während sie in Wahrheit die der höchsten Erhebung und Zusammenfassung des Anschaulichen ist. Vielmehr, dass ein Denken in Begriffen vor sich gehen, d. h. dass es die Worte statt der Dinge gebrauchen muss, ist und bleibt immer ein Nothbehelf. Und je mehr deshalb ein Denken sich in reinen Begriffen, d. h. Worten bewegt, desto hohler und leerer ist es. Der wahren Genialität, welche das Maximum der praktisch möglichen Annäherung an die theoretisch denkbare, vollkommene Erkenntnis darstellt, wird sich ein jeder selbst umsomehr annähern, je bestimmter und genauer sein Denken aus der anschaulichen Erfahrung erwächst und ihr treu bleibt. Und in diesem höheren Sinne, nämlich in Beziehung auf ein wahrhaft schöpferisches Denken, können wir uns den Satz des Aristoteles mit einer leichten Änderung aneignen:

νοεῖν οὐκ ἔστιν ἄνευ φαντασίας.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien.


Generated on 2013-04-02 16:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015026309040
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google